This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Weimarer
Sonntags
blatt
1857
no 12, 14, 15

PT
2047
C6A13

Digitized by Google

Nos 12, 14, & 15 of the year 1857 presented to
N. A. Cooper by C. L. Mackall.

PT2047
C6A12

Digitized by Google

STANFORD LIBRARIES

Unter Mitwirkung
von
K. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 12. 22. März 1857.

Aeltere Urtheile über Goethes Wahlverwandtschaften.

Wer in unserm vielleſenden Jahrhundert ſich nicht ganz dem Zufall preisgegeben und über die Hauptgeſtalten unſerer Literatur ſich einigermaßen beſonnen hat, den wundert es wohl, wenn er in Göthe's Tag- und Jahresheften (1795) lieſ't, daß auf die Verſendung ſeiner Freiexemplare von Wilhelm Meiſters Lehrjahren an alte Freunde, bedeutende Schriftſteller und Weltmänner, von allen Seiten wenig förderliche Antworten einliefen, „die meiſten, wie er ſagt, se defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes ſich in Poſitur ſetzend.“ Wie anmuthig reich iſt doch dies Buch, wie verſtändnißvoll die Zeichnung, wie flüſſig Verbindung und Wachsthum, wie tief die Klarheit und Ruhe des Ganzen. Durch dieſe offene, ſelbſt über den leidenſchaftlichſten Momenten, ſelbſt über den ſchmerzlichſten und ernſteſten Rührungen mit unüberwindlichem Lichte ſich aufheiternde Welt müßten, ſollte man meinen, Menſchen aller Art mit Intereſſe durchgehen, und die verſchiedenſten Sinnesarten in ihr Platz finden können. Man begreift es kaum, daß nicht alle verſtändigen Leſer des Romans bei ſeiner erſten Erſcheinung ſo erfreut wie Körner, nicht alle tieferen Geiſter mit einer ähnlichen Wärme und gründlichen Theilnahme wie Schiller urtheilten. Allein gerade die Offenheit, das reine Gleichgewicht des Werks war Urſache der ungleichen Aufnahme. Seine Weltanſchauung war Vielen nicht gebunden genug durch Lieblingsmittel ihrer bisherigen poetiſchen Unterhaltung oder durch Tendenzen, wie ſie ihnen die wichtigſten waren. Von Göthe's zweitem claſſiſchen Roman und dem Widerſtande, den er, von mancher Seite mit Heftigkeit, erfuhr, kann man das Umgekehrte ſagen. Die Lebensanſchauung, die er entfaltet, war und iſt Vielen zu ſtrenggebunden, zu ſchonungslos conſequent. Und doch iſt es dieſelbe großartige Naturwahrheit, von der dieſe ſtrenge Conſequenz, wie dort die heitere Offenheit ausging. Hier aber begreift ſich der Anſtoß leich-

Digitized by Google

ter. Es hat überall seine nachtheilige Seite, daß die Mittel des Dichters, Sprache und Vorstellung, Gemüthsfassungen und sittliche Motive, abgesehen von dem Stempel, den er ihnen gibt, schon gewisse Gepräge und Werthe in den Seelen der Leser durch gemeinen Gebrauch und im Bildungsprozeß der Zeitgenossen ihre Curse haben. Er kann nicht hindern, daß das, was seine Würdigung aus dem Zusammenhang und Geist seines ganzen Werks erhalten soll, indem er es nennt und vorstellt, von dem Leser nach der Summe der Eindrücke aufgefaßt und geschätzt wird, die in des Letzteren Erfahrung und Meinung an diesen Namen und Gegenstand sich geheftet haben, und daß diese gleich Neigungen und Forderungen mitbringt, die ohne allgemein zu sein, doch diesen Lesern dafür gelten. Die Erklärung, die ein vom Dichter gebrauchter Begriff, eine sittliche Categorie durch die Entfaltung seiner Darstellung gewinnt, kann nicht, oder nicht rein eintreten, weil dieser Stoff zum voraus durch die gefärbte Auffassung des Lesers entstellt und seine Entwicklung im Verlaufe in schiefe Richtungen gebracht ist. Am meisten aber tritt diese Gefahr ein, wenn die herrschenden Motive einer Dichtung so unverkennbar wie jene der Wahlverwandtschaften die Fundamentalbegriffe des sittlichen Lebens, Charakter und Schicksal, Freiheit und Nothwendigkeit, erschöpfend mitbestimmen. Ueber diese Prinzipien hegt weitaus die Mehrzahl gerade der Gebildeten (denn die Ungebildeten berührt solche Metaphysik nicht) logisch unverträgliche Vorstellungen nebeneinander, indem sie praktisch je nach Gelegenheit von der einen zur andern übergeht. Theoretisch behauptet sie dann die Wahrheit beider dadurch, daß sie ihnen gleiche Gültigkeit zugesteht, ohne sie denkend zusammenzubringen. Vielmehr werden solche Widersprüche, im Gefühl, daß Untersuchung sie auflösen würde, für unantastbare Gewissensmeinungen erklärt. Solche Begriffe unbegriffen zu bewahren gilt für Religion. So sollen Trieb und Wille, Nothwendigkeit und Freiheit zwei gänzlich von einander geschiedene Welten sein. Führt nun eine Dichtung so sichtlich und so folgerichtig wie die Wahlverwandtschaften Naturgesetz und Nothwendigkeit hinein in das Seelenleben und in die sittliche Welt, so findet sie bei diesen Gebildeten und ihrem unbeweglichen Gedankengerüste statt eines reinen Zugangs das Aergerniß ihrer beleidigten Moralität. Neben der Betrachtung eines ausgeführten harmonischen Dichterwerkes in seiner wahren Wirkung hat daher auch die der äußern auf die gegenläufigen Wellen der Zeitbildung ihre merkwürdigen und lehrreichen Seiten. Je mächtiger das Werk, um so mehr stellt sich in ihrem Verhalten dagegen unwillkürlich jede Bekenntnißform des Zeitalters ihr Zeugniß aus. Einige Beiträge zu einem solchen Ueberblick wollen wir unsern Lesern vorüberführen, so jedoch, daß wir sie nicht mit den unerquicklichen Controversen der Widersacher und Eiferer verweilen, sondern diese nur aus den Verwahrungen und Erläuterungen von empfänglicher Gestimmten reflectiren lassen.

Göthe's Wahlverwandtschaften erschienen gleichzeitig mit dem Abschlusse seiner Farbenlehre, und sie lassen sich als eine Gipfelung seiner Naturstudien ansehen. Mit seiner Anschauung der Pflanzen-Metamorphose stand die von der Metamorphose der Seele, mit der Herleitung der manichfaltigen Farbenerscheinung aus dem einen untheilbaren Licht die Begegnung von Natur und Geist in dem Einen Untheilbaren in innerem Zusammenhang. Der Keim zu den Wahlverwandtschaften war im Dichter einige Jahre ehe sie zur Ausführung kamen, gleichzeitig mit jenen Erzählungen, die hernachmals in Wilhelm Meisters Wanderjahren verflochten wurden, und mit Entwürfen zu andern entstanden, welche, ohne zur Ausführung zu gelangen, derselben Familie angehörten. Die Naturgeschichte der Seele, die ganz entgegengesetzten Wirkungen, die in den Kreuzungen der Wirklichkeit aus einem und demselben Gesetz erfolgen, die Macht und das Furchtbare, wie es aus Geringem, das keiner Beachtung werth scheint, durch unaufhalt-

Digitized by Google

same Fortwirkung emporwachsen kann, machten das Gemeinsame dieser Naturbetrachtung in einem hohen Sinne. Die Wahlverwandtschaften wurden von jener Gruppe ausgesondert, weil die völlig ausführende, stetig fortschreitende Entwicklung, die sie verlangten, ihrer Einreihung in ein anderes Ganze widerstrebte. Die Frucht einer so lang her in stillen Sammlungen begründeten Anschauungsweise trat 1809 in eine sehr unruhige Welt. Noch die Vollendung des Romans in Jena hatte eine Unterbrechung durch Kriegsbewegungen erlitten. Zur Zeit seiner öffentlichen Erscheinung ließ zwar Napoleons Vermählung einen allgemeinen Frieden hoffen; aber die Aufregung von so vielen vorangegangenen raschen Umwälzungen, die Nachwirkung von abenteuerlichgroßen und von tiefniederschlagenden Erlebnissen und die Ahnung der bevorstehenden Kämpfe rüttelte den Zeitgeist in wechselnden Stimmungen. Für die, welche sich weitwegträumen wollten aus den gewaltsamen Zeitverhältnissen, war dies Dichterwerk zu ernstverständig, für die, welche nach Aufbietung von Gesinnungen verlangten, zu ideal, denen aber, welche ein abstractes Bildungsleben zu führen gewohnt waren, zu abstehend von ihren befestigten Ansichten. Das Letztere mußte Göthe sehr bald selbst an vertrauten Freunden wahrnehmen. Am 21. Oktober 1809 schreibt er an Knebel:

„Den zweiten Theil meines Romans schicke ich Dir nicht. Du möchtest mich darüber noch mehr als über den ersten ausschelten; kommt er Dir von andern Seiten her in die Hände, so bin ich alsdann unschuldig daran. Die armen Autoren müssen viel leiden und es ist hergebracht, daß gerade die Exemplare, die sie selbst ausgeben, ihnen die größte Noth machen."

Knebel protestirte gegen diese Strafe. „Ich weiß nicht, sagte er, worüber ich gescholten hätte, und ist dies die Art nicht, wie ich Deinen Schriften begegne. Wenn ich vielleicht einige Sätze noch zweifelhaft fand, so zeigt das mehr von der Art, wie ich mich damit beschäftige und kommt nicht so sehr auf Rechnung des Werks, als der Personen, die darin agiren. Ich erwarte den Aufschluß von dem zweiten Bande vielleicht; und Du solltest schon mehr auch für meine Reputation besorgt sein, da jetzt, wo alles Dein Werk hier lies't und. lobet, es mir zum wahren Vorwurfe gereicht, wenn ich der Einzige bin, der es nicht gelesen hat." Göthe schickte ihm den zweiten Band. „Ich wäre wohl gestraft gewesen, schrieb Knebel am 5. Nov., wenn Du mir den zweiten Theil nicht geschickt hättest. Jedes Capitel ist in seinem Inhalte tief, vortrefflich und schön — meisterhaft geschrieben. Ich habe mich sehr ergötzt an dem tieferkannten und gleichsam ganz auf eine neue Art an's Licht geförderten. Was soll ich zu der schönen Novelle sagen? und dann zu der schaurigen Ruhe, zu der die Geschichte gegen das Ende steigt? Es ist neu und doch wahr und vortrefflich. Mit welchem Auge hast Du die Menschen und ihre Dinge gesehen?"

Daß nicht alle in Göthes Umkreis sich so schnell bekehrten, zeigen die Aeußerungen, die er auf des Grafen Reinhard lebhaften Dank am 31. Dezember des Jahres erwiederte. Er verließ sich auf diejenige Naturfestigkeit, die dem Werk die Zeit geben mußte.

„Die Wahlverwandtschaften schickte ich eigentlich als ein Cirkular an meine Freunde. — Daß die Menge dieses Werkchen nebenher auch lies't, kann mir ganz recht sein, ich weiß ja, zu wem ich eigentlich gesprochen habe und wo ich nicht mißverstanden werde. — Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Carrikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren; wie ich mich denn auch auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf Manchen beim Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschrei's das, was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht,

Digitized by Google

wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen, wie man sich in der Geschichte die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene."

Reinhard fühlte sich zu einigen eingehenden Bemerkungen aufgefordert und auch diese scheinen den Rückblick auf ungünstige Urtheile mitzuenthalten. Nachdem er von der Naturnothwendigkeit gesprochen, unter der Ottiliens liebliches Wesen, ihr Wirken und Leiden stehe, sagt er: „Dieser Roman hat mir manche Ihrer Aeußerungen in Carlsbad (wo Goethe Reinharden auch seine Farbenlehre entwickelte) wieder in's Angedenken gebracht und ich glaubte darin die Befugniß zu finden, sie besser zu verstehen als mancher andere. Was Eduard betrifft, so versteht er sich freilich darin, daß er sich etwas nachsieht, aber wer sieht sich nicht etwas nach, und wer hätte darum das Recht, ihn einen ärmlichen Charakter zu schelten? Aber unser verfeinertes Lesepublikum hat sich, wie das französische fürs Theater, für Moralität und Drang gewisse conventionelle Regeln geschaffen, nach denen die Charaktere wie Puppen am Drahte sich bewegen sollen und in diesem Sinne haben Sie vollkommen Recht, daß das Gedichtete sein Recht behaupte wie das Geschehene, um so mehr wenn das Gedichtete so tief aus der Natur gegriffen ist, daß es sogleich lebendig in die Reihen des Geschehenen eintritt. Spiritualistisch freilich sind Ihre Charaktere und Ereignisse nicht, und für Jacobi werden sie ein Aergerniß sein, sowie für Schelling eine himmlische Erscheinung. Indessen wenn wir jemals zu einer tiefern Erkenntniß der Geheimnisse unserer Natur gelangen, so daß wir im Stande sind, uns davon Rechenschaft abzulegen, so ist es möglich, daß Ihr Buch alsdann als eine wunderbare Anticipation von Wahrheiten dastehe, von denen wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben."

Eigentlich zeigen diese Bemerkungen, daß Reinhard zu einem freien Verständniß der Wahlverwandtschaften auch nicht gelangt war. Wenn er sagt, Ottilie existire in einem beständigen Zustand der Magnetisation ohne volles, helles Bewußtsein im Handeln, Empfinden und Leiden und wenn er zuletzt die Einsicht in die Möglichkeit und Wahrheit dieser Darstellung erst von einer künftigen Naturwissenschaft zu erwarten scheint, so ist er nicht genug eingedrungen. Wenn Goethe gelegentlich an Ottilien gewisse magnetische Reizbarkeiten physikalischen Dingen gegenüber, wie solche an wirklichen Personen beobachtet worden, erscheinen läßt, so drückt dies zunächst nur die lautere, zarte, durch Cultur unverbogene, durch Willkühr unübertäubte Natürlichkeit des rührenden Kindes aus. Nächstdem macht es, wie auch einige der Bemerkungen, die der Dichter in Gesprächen und andere, die er, als abgeschriebene Gedanken, in Ottiliens Tagebuch finden läßt, den Leser darauf aufmerksam, daß Nichts in der Natur beisammen seiendes ohne Thätigkeit, Wechselbeziehung und unaufhörliches Aufeinanderwirken sei, daß alle Entwicklungen, seelenhafte nicht minder als physische, ihre Veränderungen blos auf der Grundlage der wirklich vorausgegangenen Combinationen von Kräften und Zuständen, Bildungen und Richtungen, und in der unabgerissenen Fortwirkung dieser, nach unabänderlicher Gesetzmäßigkeit erzeugen. Nicht ist die Meinung, daß Ottiliens Liebe und Unglück, Leiden und Ueberwindung von einer solchen physikalischen Gewalt, wie die aus dem verborgenen Kohlenlager auf ihre Nerven wirkende, geübt und geleitet werde, sondern daß ihre psychologische Entwicklung und pathologische Auflösung eben so stetig nach den Grenzen und Bewegungen gegebener Anlagen, bestimmender Erfahrungen, stärkender Uebungen, eben so natürlich nach den Motiven und unter den Einflüssen wirklicher Wechselbeziehungen und allgemeiner Gesetze nothwendig erfolge, wie die Ordnung und die scheinbaren Zufälligkeiten der physischen und organischen Natur nach immer

Digitized by Google

sich gleichbleibenden Gesetzen des Zusammenhangs. Nicht ist die Meinung, daß Ottilie ohne Bewußtsein und ohne Willen bis zum letzten Augenblick als Maschine eines geheimen Magnetismus handle, sondern daß sie auf ganz naturgemäße, unschuldige Weise sich mit aller Seeleninnigkeit und Willenskraft in ein Verhältniß verwickelt, das sie nicht darüberstehend reflectiren, das für sie nur ein gutes und seliges sein kann, daß sie aber dann auf eben so wirklichem und unwillkührlichem Wege zur Reflexion ihrer Lage, zum tiefen Selbstbewußtsein und unter gewaltsamer, obwohl in der natürlichsten Verkettung erfolgter Erschütterung zur Einsicht des Bösen in dem gelangt, was sie als Gutes ergriffen und ganz in sich aufgenommen hatte. Sie hat dann nicht mehr die Willkühr, anders zu fühlen, als sie fühlen muß, anders zu leben, als sie ist, aber sie hat die Freiheit, die Thatsache des Bösen durch ihre entschlossene Selbstaufopferung zu vernichten.

Es ist unter andern besondern Grundlagen dieselbe Folgerichtigkeit der Charakterbildung und Leidenschaftsentwicklung, durch welche Eduard nach seinen Vergangenheiten und Gewöhnungen, seinen Schwächen und Stärken in jenem Leiden und Handeln erscheint, von welchem der oberflächliche Leser nur die Schwäche und gegenüber der hohen Besonnenheit und Würde Charlottens die Pflichtvergessenheit doppelt unangenehm empfindet und tadelt. Auch hier ist Goethes Meinung nicht, die letztere zu beschönigen; ist er es doch selbst, der sie so unverschleiert und den Contrast mit Charlotten so tief wirksam gezeichnet hat. Aber daß das Publikum statt die sinnvolle Klarheit der Motivirung und Zustandsentfaltung zu verfolgen, beleidigt, wie es Reinhard andeutet, protestirte und die Energie, die dieser Charakter zugleich mit der Schwäche entwickelt, gar nicht sah, rügt mittelbar sein Lob der größeren Unbefangenheit Reinhards. Goethes Brief an diesen vom 21. Febr. 1810 spricht sein Wohlgefallen aus, daß ihm derselbe seine liebe Ottilie so gut und freundlich nehme und auch dem Eduard Gerechtigkeit widerfahren lasse, „der mir wenigstens, setzt er hinzu, ganz unschätzbar scheint, weil er unbedingt liebt."

Indessen wuchsen und erneuerten sich zugleich mit der Wirkung und Verbreitung des Romans die Controversen. Dagegen sprach Abeken als junger Mann, der kürzlich vorher, als Hofmeister von Schillers Kindern, in Goethes Nähe gelebt hatte, jetzt eine Lehrstelle in Rudolstadt bekleidete, seine Gedanken über die Dichtung, Zeugnisse, wie warm er davon ergriffen worden, in einem Schreiben an H. Voß aus und dieser machte sie im Morgenblatt bekannt. Goethes Freunde fanden diesen Aufsatz so wohlgeeignet, für Verständigung zu wirken, daß sie einen Sonderabdruck desselben veranstalteten und verbreiteten. Den hierauf bezüglichen Brief der Frau von Schiller vom 20. März 1810 haben wir in Nr. 6 des vorigen Jahrgangs mit dem Versprechen mitgetheilt, den Aufsatz selbst folgen zu lassen. Hier ist er.

Ueber

Göthe's Wahlverwandtschaften.

1.

— Daß die Wahlverwandtschaften viele Menschen nicht ansprechen, daß so sonderbare Urtheile über sie gefällt werden, befremdet mich nicht. In der That, man sieht es oft genug, wie Gegenstände, welche dem Menschen nahe liegen und ein fast allgemeines Interesse haben, leicht und oberflächlich dargestellt, ihre Wirkung nicht verfehlen; wie sie aber die Menge und die für die Welt Gebildeten kalt lassen, wie sie oft gar nicht begriffen werden, wenn ein großer Geist sie klar in ihrem tiefsten Grunde und in ihrer höchsten Bedeutung ausspricht. — Ist es nicht so mit dem Gegenstande, mit dem jener herrliche Roman sich beschäftigt? — Daß es Menschen gibt, die ihrer Natur nach verwandt sind, daß diese Verwandtschaft Liebe erzeugt, welchen Kampf, welches Unglück diese veranlaßt, wenn menschlicher Irrthum nnd irdische Verhält-

Digitized by Google

nisse ihren Weg durchkreuzen, das ist das Thema fast aller Romane. Wenigstens liegt der Gedanke einer natürlichen Verwandtschaft, wenn auch dunkel, dem zum Grunde, was von Sympathie geredet wird. Solche Bücher werden immer geschrieben und immer gelesen werden; jeder Leser hat dergleichen gesehen und erlebt; er wird bewegt und fühlt, daß auch er dem Loose unterworfen ist, welches die Liebe trifft. —

Dasselbe Thema finden wir in den Wahlverwandtschaften; aber wie anders behandelt! wie klar bis in die tiefsten Geheimnisse, wie selbstständig und voll innern heiligen Lebens liegt es vor uns da! — Hier sehen wir, wie dieselben ewigen Gesetze, die in dem walten, was wir Natur nennen, auch über den Menschen ihre Herrschaft üben und ihm oft mit unwiderstehlicher Strenge gebieten; wie es eine, nur gesteigerte, Kraft ist, die leblose Stoffe zu einander zwingt und diesen Menschen zu einem andern zieht. Schilt mich nicht um dieser Aeußerung willen. Ruht doch auch die Liebe der Aeltern zu dem Kinde auf der Natur und entspringt aus ihr; und doch wird dieser Trieb durch Freiheit zu einem schönen sittlichen Verhältnisse. — Die neuere Naturlehre wird noch manches Geheimniß in Bezug auf den Menschen enthüllen, vor dessen Offenbarung dem grauen möchte, welcher die Kräfte der Natur nicht als lebendige und ewige erkennt, und welchen die Beobachtung der Menschen und ihrer Schicksale nicht gelehrt hat, daß etwas in ihrem tiefsten Innern liegt, was über jenen Kräften ist, was vielleicht einer höhern Welt angehört. — Das sind die heiligen hohen Gedanken, die im tiefsten Grunde der Seele entspringen, welche der Mensch mit freier Gewalt festhält, die ihm ewig vorschweben als höchste Muster, als Sitte, als unveränderliches Gebot. Wo wir solche Gedanken wahrnehmen, da ist unser Interesse für den Menschen entschieden; und wenn der Gang der Dinge auf Erden und irdische Verhältnisse mit ihnen jene Gesetze der Natur in Streit bringen, der nicht rein zu schlichten ist, da werden wir zur höchsten Theilnahme bewegt. Das Mächtigste führt ihn, und das Liebste, dem wir die längste Dauer unter uns wünschten, soll ihm zum Opfer fallen. Es ergreift uns ein Gefühl, nicht unähnlich dem, was jene köstlichen Worte in der Euphrosyne in uns erwecken:

Ach Natur, wie groß und sicher in allem erscheinst Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges festes Gesetz.
Alles entsteht und lebt ihm gemäß; — nur über den Menschen
— — — — herrschet ein schwankendes Loos.

Wo in den übrigen Wesen die Natur ihre Kräfte walten läßt, da entsteht Leben, da ist Dauer; und den Menschen vernichtet sie oft durch eben diese Kräfte. — Das ist das tragische Prinzip, das in den Wahlverwandtschaften herrscht, und das unwiderstehlich uns ergreift und die Menschheit in uns erschüttert.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander von Humboldt über Carl August.*)

In Berlin hatte Karl August die letzten Tage vor seinem Tode fast in beständiger Gesellschaft mit Alexander von Humboldt verlebt, dessen naturhistorischen Forschungen er seit je die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkte. Humboldt hat dieses Zusammensein in einem Briefe nach Weimar geschildert, der hier seine Stelle finden mag.

„Wer konnte mehr, heißt es, durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden, als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hat. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben, und, als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen, schneebedeckten Alpen, der

*) Vergleiche Wegele, Carl August und Briefe Carl Augusts und Göthes an Döbereiner.

Digitized by Google

Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen. Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes, bei so viel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe. Als ich ihn 24 Stunden vor dieser sah, beim Frühstück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten. Als ich ihn zuletzt sah, drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heiteren Worten: „„Sie glauben, Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen seien wie Wasser, die man künstlich erwärmt? Sie sollen sehen, ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal zusammenhalten.““ In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkernes, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdenwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: „„Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!““ Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. „„Dazu sind es unwahre Bursche, rief er, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.““ Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „„Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er, aber vom Anfange an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.““ —“

Brief Herders an den Minister Voigt über die Gehalte der Lehrer.

Wer hat ein mühsameres Amt als ein Schullehrer? wessen Amt ist nothwendiger und verdienstvoller für den Staat, als das seinige? und welches Amt im Staat ist, wie das Seinige, so gar ohne Lohn und Ehre? Jede aufgeklärte und humane Gesetzgebung fängt sich dieses Unrechts an zu schämen; in katholischen und protestantischen Ländern verbessert man die Gehalte der Lehrer, die vor Jahrhunderten angesetzt und für unsre Zeit gar nicht passend sind; und Weimar, das den unverdienten Ruf der Aufklärung hat, sollte hinter dem ärmsten Staat vom armen Deutschland zurückbleiben?

Die Schulstellen sind die geistlichsten Stellen des Landes; denn sie sind's allein und vorzüglich, die den Geist bilden und schärfen, die brauchbaren Mitbürger des Staates bereiten und ohne welche, d. i. mit dem darbenden Verfall einer Schule, nicht anders als geistlose Barbarei entstünde.

Weimar den 4. Nov. 1787.

Joh. Gottfr. Herder.

Digitized by Google

Carl August's und Göthe's Freundschaft.*)

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem anderen Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Herzog Carl August's Erklärung über des jugendlichen und bürgerlichen Göthe Anstellung im geheimen Staatsrath. Im Juli 1776.

„Unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach.
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst, und bald mit Zauberschatten streitet,
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.“

Göthe über den jugendlichen Carl August. Siehe das Gedicht „Ilmenau“.

Da zieh'n sie hin, umschlungen und verbunden
Im Sturmesdrang und Jugendübermuthe,
Der Fürstenjüngling mit dem heißen Blute
Und er, der Freund, geprüft und treu erfunden.

Gleich Brüdern, Eins im Andern sich vergessend,
In Lust und Fährlichkeit das Höchste wagend,
Die äuß're Form und Regel überragend,
Am eig'nen nur den Werth des Freundes messend.

Und wie im Rath des Staates Wohl erwägend,
So auch vereint zu rascher Thatvollendung,
Gewissenstreu erfüllend höh're Sendung,
So Wissenschaft wie Kunst mit Liebe pflegend.

Dann, nach des Tages Hof- und Staatsgeschäften,
Wie ruh'n sie der Natur so treu am Busen,
Im bunten Wechselspiele heitrer Musen
Gestärkt zum ernsten Werk mit frischen Kräften.

Hell schlingt das traute „Du“ gleich Epheuranken,
Sich um der großen Herzen liebend Grüßen,
Wenn sie im offnen Austausch sich erschließen,
Frei von der Etiquette läst'gen Schranken.

*) Vergleiche den, dieser Nummer beigefügten Prospect.

Digitized by Google

Und ob auch in der Jahre langem Reigen
Sich ein Moment, verstimmend und verkennend
Dazwischen drängt, der Seelen Bündniß trennend,
Wie bringt den Mißton Liebe rasch zum Schweigen!

Preis darum Euch! Ihr hohen Dioskuren,
Fürstmensch und Dichterfürst, die eng verbunden,
Der Freundschaft höchstes, reinstes Glück empfunden,
Und ausgeprägt in lichten Segensspuren.

Die mit und durcheinander erst geworden
So groß und einzig, als die Welt sie kennet,
Die sie voll Lieb und Stolz die Ihren nennet,
Glanzsterne in dem ew'gen Menschheitsorden.

Unsterblich leben Eurer Freundschaft Manen,
Die Einst und Jetzt in That und Lied umschlossen,
Und sich als reicher Lebensstrom ergossen,
Der eine Welt getränkt auf seinen Bahnen.

Wieland.

1771—1813.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich
Nicht zu wenig, nicht zu viel.
Stets erwägend, gern entschuld'gend
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Goethe über Wieland

Grab zu Osmannstedt.

Sänger Ilm-Athen's, vor Allen gebühret der Name
Dir, der attischen Witz, attischer Grazie eint;
Ruht auch in deutscher Erde dein Staub, — es schwebet dein Schatten
In Elysium's Hain, „Göttern und Helden" gesellt.

Digitized by Google

J. Eckermann.

1823—1854.

„Es wächst der Mensch mit seinem Gegenstande.“

Schiller.

Goethe-Literatur.

Still und bescheiden, so wie du gelebt, so bist du geschieden;
Was du im Leben geübt, hast du im Tode bewährt.
Dienstbar frembem Genie, doch ein Diener unschätzbaren Werthes,
Tief erfassenden Geist's, kennet und ehrt dich die Welt.
Ein unscheinbar Gefäß, doch gefüllt mit köstlicher Labe,
Wie sie dem Genius stets frisch von den Lippen geträuft.
Drum noch im Tode erhellt deines Grabes bescheidenes Dunkel
Jenes strahlende Licht, drinn sich dein Leben gesonnt.
Schön ist's, Leuchte zu sein, zu bestehen im Wechsel der Tage,
Und von Geschlecht zu Geschlecht goldenen Saamen zu streu'n:
Aber schön auch ist's zu verduften im leuchtenden Strahle,
Und mit entäußertem Selbst frembes Verdienst zu erhöh'n;
Ein sich lebend und spinnend mit Lust in des Genius Fäden,
Drinn unser eigenes Sein still sich zum fremden verwebt.
Schöner und leuchtender nur bricht aus so holder Verpuppung
Einst die Psyche hervor, wenn ihr die Schwinge sich löst.

Kleine Zeitung.

— Der Direktor Jäger in Leipzig hat im Stadthause zu Weimar zum Besten des Cranachdenkmals ein großes Oelgemälde ausgestellt, Christus bei Simon, dem Pharisäer, zu Tische, Maria Magdalene salbt ihm die Füße.

Der Stoff zu diesem öfter dargestellten Gegenstande ist aus Evangel. Lucä 7, 36—50 genommen, wo erzählt wird, daß Christus zu einem der Pharisäer zu Tische gegangen, und, als dies ein Weib in der Stadt, eine Sünderin, erfahren, sie dahin gegangen sei, seine Füße geküßt, mit Thränen genetzt, mit ihren Haaren getrocknet und mit Salben gesalbet habe. Da das der Pharisäer sah, zweifelte er, daß Christus ein Prophet sei, weil er nicht wisse, was er für ein Weib vor sich sehe. Und als der Herr dem Weibe sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben, dein Glaube hat Dir geholfen,“ da fragten die andern Pharisäer, die mit bei Tische saßen: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt?“

Sobald man die Kenntniß des Gegenstandes voraussetzt, wie man es bei den meisten biblischen Darstellungen erwarten kann, so fragt es sich nur, wie derselbe aufgefaßt, was ihm für eine Seite der künstlerischen Behandlung abgewonnen sei. Günstig ist in dieser Beziehung die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Charaktere: die ruhige Würde und der milde Sinn des Erlösers, gegenüber den mißbilligenden, durch den Vorgang empörten Pharisäern und der in Reue zerknirschten jugendlichen Sünderin. Diese Gegensätze sind vortrefflich und in so weit die Wahl eine glückliche. Dem entsprechend ist nun auch die Auffassung, die Anordnung und Ausführung.

In einer offenen Säulenhalle mit Marmorfußboden, die Aussicht auf eine südliche Gebirgslandschaft, sitzen, an einem mit weißem Tuch überdecktem Tische, links der Heiland, rechts Simon und zwei andre Pharisäer, von rechts nach links kniet Magdalene am Boden und trocknet die thränenbenetzten Füße des Heilandes mit ihrem blonden, aufgelößtem Haar. Dieser, mit mild ernstem Ausdruck, streckt die Hände über sie die Worte sprechend: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Dieser Ausspruch und der Zweifel, daß Christus nicht wisse, wer das Weib sei, daß er deshalb kein Prophet sein könne, erregt die drei Pharisäer. Simon stemmt den rechten Arm in die Seite, während er mit der andern Hand sein Gewand zurückzieht, damit er nicht in Berührung komme mit der Sünderin, und sieht dabei auf das Beginnen des eingedrungenen Weibes; der ihm Zunächstsitzende faßt ihn an der Schulter und spricht seine Mißbilligung aus, sein Erstaunen, wie sich Christus zu einem solchen Weibe herablassen könne; der Dritte deutet mit der Rechten auf den Herrn und spricht seinen Zorn, seine Entrüstung aus über den ihm als Gotteslästerung erscheinenden Ausspruch. Diese Steigerung in dem Ausdruck der Pharisäer ist vortrefflich, so wie die Zerknirschung der Sünderin. Christus ist würdig, im Bewußtsein seiner Macht, die Sünden zu vergeben; nur reichen die Mittel der Kunst nicht hin, dies deutlich auszudrücken; hier muß am meisten auf die Kenntniß des Vorganges bei dem Beschauer gerechnet werden.

Was nun die Anordnung, Ausdruck, Bewegung, Zeichnung, Colorit, Behandlung und Durchbildung betrifft, so beurkundet das alles ein seltenes Studium

Digitized by Google

und Meisterschaft. Der Künstler ist vollständig Herr aller Kunstmittel und hat davon einen weisen Gebrauch gemacht: Nichts ist in dem ganzen Werk, was ein Haschen nach äußerem malerischen Effekt blicken ließe, Alles vereinigt sich zu einem harmonischen Ganzen. Die Farbe ist kräftig, ohne grelle Gegensätze, mit dem feinsten Verständniß nach dem Grunde zu gemildert bis in die duftige, schön gedachte südliche Gebirgslandschaft. Alles ist lebendig und frisch, bei einem zarten, milden Reiz. Wie das Ganze, so ist auch alles Einzelne trefflich gezeichnet und mit Sorgfalt durchgebildet. Auch die Nebensachen, das Tischtuch, die Gefäße, die Früchte auf dem Tische sind von großer Wahrheit, mit großem künstlerischen Verständniß, ohne minutiöse, trockne Nachahmung. Die Draperien sind schön, sorgfältig gelegt und gemalt. Wenn man etwas erinnern wollte, so wäre vielleicht der Heiligenschein um den Christuskopf etwas zu mildern gewesen. Doch läßt sich annehmen, daß es dem Künstler bei der großen Sorgfalt, die das Werk durch und durch bezeugt, nach seiner Empfindung angemessen erschienen; vielleicht nöthigte ihn das dunkle Colorit und Haar des Chistuskopfes dazu.

Erfreulich ist es, unter den vielen Produkten der Neuzeit, welche wahre Kunstforderungen so wenig befriedigen, einmal auf ein solides historisches Bild zu stoßen, das für Beurtheilung und billige Anforderung an andere Werke einen sichern Maßstab abgeben kann. Erfreulich ist es, daß der Künstler, derselbe, der das Herderzimmer auf hiesigem Residenzschloß mit Freskomalereien geziert hat, sein Werk aus besonderer Anhänglichkeit an Weimar zur Ausstellung hierhergesendet hat, und zwar zu dem oben bezeichneten Zwecke. Schdt.

— Der Kunstkritiker der N. Z. T. U. (Titus Ulrich) bespricht ein neues Gemälde von J. Schrader: die Versuchung des heil. Antonius. Das Thema ist vorherrschend von niederländischen Malern und zuletzt meisterhaft von dem Belgier Gallait behandelt. In den älteren Darstellungen herrscht die noch phantastische Auffassung des Dämonischen vor und neben den Teufelsgestalten erscheint die weibliche Person, die den Heiligen versucht, fast als Nebensache. Gallait behält von dem Teufelsspuk, in welchem sich die älteren Maler ergingen, nur den einen Dämon bei, welcher das verführerische Weib erscheinen läßt, und hat diesen in der Form geadelt, zugleich aber in den dunkeln Hintergrund gestellt, während der Reiz der weiblichen Gestalt in das schönste und üppigste Licht gesetzt ist. Bei Schrader rühmt T. U. das äußerst harmonische Colorit, welches die Stimmung eines schwülen Abends glücklich wiedergibt und die Erscheinung der Gestalten zusammenbringt, bezeichnet aber die Auffassung des Themas und die Charakteristik als eine modern-sentimentale, energie- und selbst geistlose. Das erscheinende Weibbild scheint als das einer ehemaligen Geliebten gefaßt und behauptet eine Züchtigkeit der Haltung und Gebehrdung, die in dieser Situation an sich affectirt ist; die Bewegung des Heiligen ist eine einfach abwehrende und drückt durchaus keinen innern Kampf aus. Die Schwäche der Charakteristik zeigt sich nach T. U. auch äußerlich in der Zeichnung.

— Von den Wandgemälden Moritz v. Schwinds auf der Wartburg — Bilder aus dem Leben der heiligen Elisabeth — in Kupfer gestochen von Theodor Langer in Dresden, ist jetzt die zweite Abtheilung, die größeren viereckigen Wandbilder enthaltend, erschienen. Die erste Abtheilung enthält die „sieben Werke der Barmherzigkeit" in Medaillons. Die sechs Wandgemälde sind an den Wänden des offenen Corridors, der in die inneren Gemächer der Burg führt, zwischen den Medaillons ausgeführt und mit der Architektur geschickt und wirkungsvoll in Einklang gesetzt — eine Wirkung, welche natürlich der Kupferstich, so trefflich er ausgeführt ist, nicht vollständig wiederzugeben vermag. Die dargestellten Scenen sind: die Ankunft der vierjährigen Elisabeth auf der Wartburg, die Rosenverwandlung, der Abschied der Ehegatten, als Ludwig in den heiligen Krieg zieht, die Flucht von der Wartburg, der Tod der h. Elisabeth und ihre Bestattung.

— Durch die Bemühungen des Dr. Sonnleithner in Wien ist ein Originalporträt Mozarts, welches am 6. und 7. Januar 1770 in Verona, während der Kunstreise, die Mozart mit seinem Vater nach Italien machte, gemalt wurde, neu aufgefunden worden. Otto Jahn, der vortreffliche Biograph Mozarts, hatte, auf die Notiz eines Veroneser Zeitungsblattes vom 9. Januar hin, welche des Bildes erwähnt, den Versuch gemacht, ihm auf die Spur zu kommen, aber ohne Erfolg und erst der genaueren Nachforschung Sonnleithners ist es gelungen, dasselbe zu entdecken. Das Bild ist ein Oelgemälde und stellt den jugendlichen Mozart wenig unter Lebensgröße am Claviere und ein auf dem Pulte aufgeschlagenes, deutlich lesbares Tonstück spielend dar, wobei das geistreiche und heitre Knabengesicht dem Beschauer zugewendet ist. (Das Alter Mozarts ist in der Unterschrift irrig zu 12 Jahren angegeben, während er damals 14 Jahr alt war.)

— Wolfang Müller von Königswinter hat eben ein Epos: Johann von Werth vollendet. Ein Berichterstatter sagt, daß der Dichter zum Behufe seiner Arbeit gründliche historische und antiquarische Studien gemacht und auch die im Volke am Niederrhein — wo bekanntlich der Held insbesondere populär war und geblieben ist — noch lebenden Sagen benutzt habe. Das Gedicht führe den ganzen dreißigjährigen Krieg vor unseren Augen vorüber, habe eine patriotische Tendenz und behandle den confessionellen Gegensatz so vorsichtig wie möglich. — Ein anderes Epos, welches Wolfgang Müller vor hat, behandelt die Merlinsage.

Von seinem Rheinischen Sagenbuche „Lorelei" ist eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Dasselbe enthält jetzt über hundert und zwanzig Balladen, während die erste nur siebenzig hatte. In dem Anhange, der über das Entstehen des Buches Auskunft giebt, findet sich die Notiz, die Manchem neu sein wird, daß die Lorelei keine mythische Gestalt, sondern ein Kind der Brentano'schen Phantasie ist. Alexander Kaufmann hat in der Vorrede zu seinen Mainsagen zuerst darauf aufmersam gemacht und Düntzer und Hocker (in seiner Rheinreise) theilen seine Ansicht, wogegen W. Menzel die mythische Ursprünglichkeit der Loreleisage zu halten sucht. Jedenfalls darf man sich nicht voreilig entscheiden und es ist an sich wahrscheinlicher, daß Brentano die verdunkelte, dem Volksbewußtsein bis auf vereinzelte Erinnerungsspuren entschwundene Sage poetisch erneut, als daß er sie gemacht hat, was überhaupt von einer Sage nicht gesagt werden kann. Wäre die Lorelei eine in einem poetischen

Digitized by Google

Augenblicke erzeugte Gestalt, so läge hier der sehr merkwürdige Fall vor, daß eine solche ohne eine weitere Vermittelung, die ohnedies nicht denkbar ist, die mit der Ueberlieferung eng zusammenhängende Würde und die geheimnißvolle Consistenz einer mythischen Persönlichkeit angenommen hätte, um durch eine kritische Untersuchung als nicht dem Glauben entstammt und zugehörig nachgewiesen werden zu können und zu müssen. — Von dem Plane, den wir früher einmal erwähnten, um uns dagegen zu erklären, auf der Höhe des Loreleifelsens ein kolossales Bild dieser germanischen Sirene anzubringen, ist gegenwärtig wohl nicht mehr die Rede. Grade dieser Plan aber beweist, daß die Lorelei in der „öffentlichen Meinung" — ein Ausdruck, der hier ein uneigentlicher ist — die Dimensionen einer mythischen Gestalt angenommen hat. Denn die monumentale oder quasimonumentale Darstellung eines Dichtergebildes, einer erfundenen, wenn auch mit poetischer Nothwendigkeit erfundenen Gestalt, wäre etwas ganz Unerhörtes.

— Bekanntlich gehören Wilhelm Hauffs Märchen zu den besten Schriften für die reifere Jugend und werden auch von Erwachsenen nicht ohne Vergnügen gelesen. Jüngst ist nun in Paris erschienen „L'auberge du Spessart, contes allemands traduits et imités de Hauff par Amédée Tallon".

— Adolf Schults in Elberfeld, der schon vor einigen Jahren einen epischen Cyclus „Martin Luther" herausgab, hat jetzt ein neues episches Gedicht verwandten Inhalts vollendet. Es behandelt — unter dem Titel: „Der Huß von Genf" — das Schicksal Michel Servets, den bekanntlich Calvin als Ketzer verbrennen ließ.

— Das eben in Prag erschienene „Jahrbuch deutscher Belletristik für 1857" bringt neben der Mittelscene des vierten Aktes aus Geibels „Brunhild" die erste Scene der Nibelungentragödie von Friedrich Hebbel. Wir sehen dem vollständigen Erscheinen beider Tragödien mit der höchsten Spannung entgegen, wie sie durch die große Aufgabe, durch den Gegensatz der beiden Dichter, die gleichzeitig an dieselbe hinangetreten sind, durch die begeisterten Berichte über Geibels Brunhild und die Erwartungen, die sich an Hebbels Talent, eigenthümlich zu überraschen, knüpfen, wohl gerechtfertigt ist.

— Hermann Heibel hat ein Modell zu der ihm übertragenen Händel-Statue aufgestellt, welches allgemeinen Beifall findet und kolossal in Bronze ausgeführt einen höchst imponirenden Eindruck verspricht. Der Ausdruck einer freudigen Selbstgewißheit und Entschiedenheit, der im Gesicht des großen Meisters ausgeprägt ist, setzt sich auch in die Stellung und Haltung fort, die etwas ungezwungen und anmuthig Herrisches haben. Für diesen Ausdruck — welcher in der künstlerischen und weltmännischen Persönlichkeit Händels gegeben war — hat der Künstler die Zeittracht, die an sich den Charakter einer breiten und dabei zierlichen Prächtigkeit hat, mit Beseitigung ihrer der Plastik widerstrebenden Zuthaten und Auswüchse zu verwerthen verstanden. Die Gestalt, deren linke Hand in die Seite gestemmt ist, während sich die rechte auf eine Art von Pultsäule stützt, (welche die aufgeschlagene Partitur des Messias trägt) hat etwas von den Feldherrnfiguren des Ludwig'schen Zeitalters, ohne doch den Künstler und zwar den in der inneren Anschauung lebenden Künstler zu verläugnen.

— In der Reihe der akademischen Vorlesungen, die in Jena für das größere Publikum im „Rosensaale" gehalten werden, zog die von Kuno Fischer über „Schillers Selbstbekenntnisse" zum 4. März angekündigte eine ungewöhnliche Zuhörerschaft nicht nur aus Jena selbst, sondern auch aus den benachbarten Ortschaften, insbesondere auch aus Weimar, herbei. Die Vorlesung fand bei den Meisten enthusiastischen Beifall und nur die an einen streng wissenschaftlichen Gedankengang und Ausdruck Gewöhnten vereinigten sich in dem Urtheile, daß K. Fischer sich der pathetisch-rhetorisirenden Manier des Vortrags, zu welcher er Neigung wie Talent hat, bei dieser Gelegenheit mit besonderer Vorliebe hingegeben habe.

— Johanna Wagner, welche im vorigen Jahre die Weimaraner durch ihr Gastspiel auf hiesiger Hofbühne erfreute, hat in vergangener Woche als Klytemnestra, Romeo, Eglantine und Orpheus ihre Meisterschaft von Neuem bewährt. Wenn wir bei dieser Gelegenheit neben dem verehrten Gaste auch noch des Künstlerpaares von Milde gedenken, welches wie gewöhnlich, so vorzugsweise an den Abenden des Wagnerschen Gastspiels seine Künstlerschaft bethätigte, so geschieht das, um der Pflicht der Dankbarkeit auch an dieser Stelle zu genügen. Da unser Blatt die Leistungen der hiesigen Hofbühne nur in so weit verfolgt und bespricht, als es durch dramatische Novitäten dazu veranlaßt wird, so können wir die Leistungen der hervorragenden Mitglieder unseres Hoftheaters nicht durch regelmäßige Berichte zur Kenntniß unserer auswärtigen Leser bringen, müssen uns vielmehr begnügen, gelegentlich auf einzelne derselben hinzuweisen — und dies sei heute in Bezug auf das van Milde'sche Künstlerpaar geschehen. — Dawison beginnt hier am 2. April eine Reihe von Gastspielen und zwar mit dem Narciß. — Dem Vernehmen nach ist der, auch in weiteren Kreisen bekannte Hofschauspieler Grans unserer Bühne durch ein Engagement auf 10 Jahre erhalten. — Fräulein Elise Schmidt, welche in Hamburg durch dramatische Vorlesungen der Antike das günstige Urtheil Adolf Stahrs gerechtfertigt hat, las am 17. d. M. im hiesigen Stadthaussaale den Prometheus von Göthe und den gefesselten Prometheus des Aeschylos. In einer zweiten und dritten Vorlesung wird sie Oedipus in Kolonos und die Elektra des Euripides zum Vortrag bringen. Wir kehren zu diesen dramatischen Vorlesungen in der nächsten Nummer zurück.

— Clara Stöckel-Heinefetter, die einst gefeierte Sängerin, starb am 24. Februar in der Irrenanstalt zu Wien in so dürftiger Lage, daß ihre Kunstgenossen eine Sammlung veranstalten mußten, um sie anständig begraben zu lassen. (!)

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.

Hierbei eine literarische Beilage: Weimar's Genius.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
K. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 14. 5. April 1857.

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert.*)

Von
K. Biedermann.

War der Luxus im vorigen Jahrhundert größer, als heutzutage, oder ist er heutzutage größer, als damals?

Eine schwierige Frage, die ich auf keinen Fall mit einem einfachen: Ja oder Nein beantworten möchte, schon um deswillen nicht, weil ich um keinen Preis dafür angesehen zu sein wünsche, als wollte ich der Gegenwart einen Freibrief ausstellen in Bezug auf den Luxus, den sie treibt und der, wie mir scheint, wenigstens sein Möglichstes thut, um hinter dem irgend einer Zeit nicht zurückzubleiben.

Ich werde mich daher zunächst darauf beschränken, Thatsachen anzuführen, aus denen sich sowohl eine Anschauung des Lebens früherer Zeit in Bezug auf Luxus und Verschwendung, als auch ein Urtheil darüber, ob es in dieser Hinsicht früher schlimmer als jetzt gewesen sei, gewinnen lassen wird.

Von jeher hat sich der Luxus immer am Entschiedensten, wenigstens am Sichtbarsten in der Kleidung ausgeprägt, und von jeher war es das schöne Geschlecht, welches, wie in der Verfeinerung des Geschmacks, so auch in der, damit eng zusammenhängenden Neigung zum Luxus und zu einem mehr oder weniger häufigen Wechsel der Moden sich am Meisten hervorthat.

*) Diese Abhandlung und zwei andere, welche ihr folgen werden („Die deutsche Geselligkeit im vorigen Jahrhundert" und „Die deutsche Familienzucht im vorigen Jahrhundert") bilden die Fortsetzung des in Nr. 6 und 7 abgedruckten Aufsatzes: „Das deutsche Familienleben im vorigen Jahrhundert" und sind, wie dieser, aus öffentlichen Vorträgen entstanden, weshalb ihnen auch, trotz der mancherlei Abänderungen und namentlich Erweiterungen, die sie in der Bearbeitung für den Druck erfahren haben, diese ursprüngliche Form erhalten worden ist.

Digitized by Google

Die Kleiderordnungen, durch welche eine frühere Zeit für gut fand den Kleideraufwand und Modewechsel der Bevölkerung von Obrigkeitswegen zu beschränken, namentlich auch das Uebergreifen eines Standes in den andern in Bezug auf Tracht und Aufputz des Körpers zu verhüten, sind daher für den Kulturhistoriker eine reiche Fundgrube interessanter Beobachtungen auf diesem Gebiete der Sittengeschichte.

Schon im 12. Jahrhundert — um dies wenigstens beiläufig zu erwähnen, weil man uns so häufig das Mittelalter als eine Zeit größter Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten anpreist — lassen sich Klagen vernehmen über den überhandnehmenden Einfluß französischer Moden, wodurch deutsche Sitte und Einfalt zu Grunde gehe. Schon häufiger kommen sodann förmliche Verbote gegen den übertriebenen Kleiderluxus im 15. Jahrhundert vor. Nach einer kurzen Unterbrechung durch die Reformation — die, wie es scheint, wirklich eine Zeit lang die Gemüther von diesen Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten auf höhere, edlere Ziele des Strebens abgelenkt hatte, — wiederholen sich diese Verbote seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr, werden im 17. Jahrhundert, ja sogar mitten unter den Schrecken und den Verwüstungen des 30jährigen Krieges, so wie bald nach demselben, immer zahlreicher und kommen gegen das Ende des gedachten Zeitraums nur darum vieler Orten außer Gebrauch, weil man sich von ihrer Erfolglosigkeit überzeugt hatte.

Wie hoch der Luxus in allen Ständen schon damals gestiegen war, dafür nur wenige Beispiele!

In einer kleinen sächsischen Stadt (Delitzsch) ist 1613 die Rede von „goldnen Kränzen" der Jungfrauen, von „Sammtaufschlägen und breiten seidnen Borten" auf den Mänteln gewöhnlicher Bürger u. s. w. In Leipzig trugen die Bürgerfrauen (nach der Kleiderordnung von 1626) „mehrfache goldene Ketten, Handschuhe mit Gold und Perlen gestickt, goldne Dolche durchs Haar" u. s. w. Taglöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetröcken, Mägde trugen Florkragen um den Hals und an den Füßen „ausgezackte Tripp- und Klippschuhe." Ein Herr von Schömberg aus der Pfalz hinterließ an silbernen Toiletten u. a. dergl. Putzsachen für ohngefähr 10,000 Thaler. Das Verzeichniß seiner Perlenschmucke füllte zwei, das seiner Kleider — 22 vollständige Prachtanzüge — 10 geschriebene Bogen, ungerechnet die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Rosetten und die gold- und silbergestickten Handschuhe.

In Braunschweig vereinigten sich 1618 eine Anzahl adliger Familien, um dem überhandnehmenden Luxus in ihren Kreisen zu steuern: sie machten aus, daß Keiner den Andern bei Zusammenkünften mehr als acht Essen zu einer Mahlzeit vorsetzen und Keiner ein Kleid tragen sollte, das über 200 Thaler werth wäre.

Außer diesen einzelnen Zügen von da und dort gestatten Sie mir, Ihnen mit Hülfe einiger der erwähnten Kleiderordnungen ein etwas vollständigeres Bild der Gliederung des Putzes und Luxus vorzuführen, wie sie z. B. in einer deutschen Handelsstadt ersten, zweiten und dritten Ranges im 17. Jahrhundert stattfand. Ich wähle dazu die drei Städte Hamburg, Leipzig und Zittau.

In der Zittauer Kleiderordnung von 1616 wird den Bürgern, ihren Frauen und Kindern alles Tragen von Kleinodien, goldenen Ketten, Armbändern und vergoldeten Gürteln verboten: nur ein goldener Ring, silberne Gürtel und dergleichen Armbänder, 3 Loth schwer, sollen ihnen gestattet sein. Verboten wird ferner: Sammt, Atlas, Besatz von Marderfell, das Tragen von Wülsten unter den Röcken aus Draht und Eisen (eine damals ebenso vielbeliebte als vielverspottete Mode); nur Doppeltafft und Schamelot sollen sie zu Kleiderstoffen nehmen, mit einer einfachen Verbrämung von Sammt oder seidner Schnur.

Die Bürger, welche in bezahlten Gütern sitzen, und ihre Frauen dürfen tragen: Sammtmützen mit Stein- oder Baummarder besetzt, die

Digitized by Google

Frauen Sammetleibchen mit seidenem Gebräm, Kleider von lündischem (schwedischem) Tuch, die Elle zu 2 Thlr.; ihre Töchter sollen Kopfputze haben bis zu 3 Thlr., Brautkränze für 4 Thlr. *).

Von allen diesen Verboten waren aber die kaiserlichen Diener (Zittau war damals noch östreichisch) ausgenommen!

Die Handwerker und ihre Frauen sollten kein seidenes Zeug, sondern nur inländisches Tuch und Pelzwerk, außerdem Schamelot u. s. w. als Stoff zu ihren Kleidern nehmen, zu ihren Mützen als Verbrämung Steinmarder und schmale seidene Schnur. Der Kopfputz ihrer Töchter sollte nicht über 1½ Thlr., ein Brautkranz nicht über 2 Thlr. kosten.

Den Vorstädtern und Bauern wurden alle neue Moden untersagt; sie sollten bei der alten Tracht bleiben und zu ihrer Bekleidung nur Leinwand, Leder oder im Orte gefertigtes Tuch nehmen. Zur Verbrämung war ihnen Otterfell nachgelassen; auf das Tragen von Mänteln ward Gefängnißstrafe gesetzt. Das Gesinde sollte keinen Kopfputz, höchstens eine wollene Schnur zum Binden der Zöpfe, als Brautschmuck aber nur einen Kranz von natürlichen Blumen tragen. Weiße Schuhe und Stiefel, weitärmliche Kittel, ausgezackte Schürzen werden als verbotener Putz bezeichnet, mochten also wohl öfters vorkommen.

Das Gesinde auf dem Lande endlich, so wie Häusler und Handarbeiter ebenda wurden auf die alte Tracht — Schafpelz und bito Mütze, verwiesen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Zittau, obwohl nicht ohne Wohlstand, doch nur eine Mittelstadt war.

In Leipzig wird (in der Kl. O. von 1661) folgende Scala des erlaubten Aufwandes festgestellt.

Rathspersonen, Großhändler und Bankiers sammt ihren Frauen und Töchtern dürfen zu ihren Kleidern Seidenstoffe, die Elle zu 1½ Thlr. (würde jetzt also fast 3 Thlr. sein!), oder ausländisches Tuch, die Elle zu 2½ (5 Thlr.), tragen, ebenso plüschene Röcke.

Anderen Handelsleuten und vornehmen Bürgern ist nachgelassen: Seide zu 1¼ Thlr., Tuch zu 2 Thlr.

Gemeine Krämer und Bürger sollen keine Seide tragen, sondern nur Doppeltaffet oder Halbseide; Handwerker Schamelot, Serge, Parrican u. s. w., auch keine Mützen von Sammet oder Pelz.

Das Gesinde endlich soll sich auf inländische Zeuge — Perpetuan, Cronrasch u. s. w. — beschränken. Besonders verboten werden ihm: Pelz- und Sammethauben, seidene Schürzen, brocatne und mit Spitzen besetzte Mützen.

Schlechterdings verboten wurden goldene und silberne Spitzen; das Tragen von Juwelen, Perlen, Zobel u. s. w. ward nur „Männern im Ehrenstande" (jedenfalls landesherrl. Beamten und Adligen) und ganz vornehmen Handelsleuten nachgelassen, — den gemeinen Krämern und Bürgern dagegen ward eingeschärft, „durchaus nicht es Jenen darin nachzuthun."

Diese Kleiderordnung ward im Laufe von einigen 30 Jahren fünfmal erneut — und jedesmal finden wir neue und raffinirtere Luxustrachten darin als solche aufgeführt, welche verboten werden, welche also häufig vorkommen mochten (denn sonst wäre das Verbot nicht nöthig gewesen). Endlich, da gar Nichts helfen wollte, citirte man (1699) zuerst die Mägde, die wider das Verbot Spitzen, Tressen, Schleppen u. dgl. trugen, aufs Rathhaus und ließ ihnen durch den Rathsdiener (wie es in der Chronik heißt) „den Plunder abtrennen"; alsdann nahm man dieselbe Operation mit den Handwerkerfrauen und zuletzt gar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor. Aber die Mode war stärker als Spott und Schande, und selber die gestrengen Herren des

*) Es muß hier bemerkt werden, daß der damalige Werth des Geldes (im Verhältniß zu dem Preise der Lebensbedürfnisse) fast ein doppelt so hoher war, als der jetzige, daß also 2, 3, 4 Thlr. damals fast so viel waren, wie heutzutage 4, 6, 8 Thlr. u. s. w.

Digitized by Google

Raths mußten vor ihr die Segel streichen und — die Dinge gehen lassen, wie sie gingen!

Ganz ähnlich finden wir es in Hamburg, wo auch wiederholte Verbote gegen das Tragen von Perlen und Edelsteinen bei den Frauen der Kaufleute und Rathsherren, gegen die Kleider von Sammet, Seide, Atlas, die seidenen Strümpfe und die breiten Sammetbesätze bei den Frauen der Rathssubalternen, der Brauer, Handwerker und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenstoffen bei den Tagelöhnern und beim Gesinde fruchtlos blieben.

Eine Schrift aus dem Jahre 1689: „Der französische Modegeist", klagt, daß die Moden in Deutschland fast häufiger wechselten, als in Frankreich, daß vornehme Damen ihre Schneider nach Paris schickten oder sich angeputze Puppen von dort kommen ließen, um nur jederzeit das Allerneueste zu haben, u. dgl. m.

Aber vielleicht war im achtzehnten Jahrhundert der Luxus geringer, die Kleidertracht einfacher, der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Moden weniger ausschweifend? Wir wollen sehen!

Kleiderordnungen und Luxusverboten begegnen wir allerdings in dieser Zeit seltener, weil, wie schon bemerkt, man es aufgab, den Sisyphusstein zu wälzen und gegen die mächtigste aller Gewalten, die Mode, anzukämpfen; dafür aber liefern uns die moralischen Wochenschriften, die Zeitromane und, gegen das Ende des Jahrhunderts, die allmälig auftauchenden Modejournale Züge genug zu dem Bilde des Kleiderluxus in dieser Zeit. Ich werde Ihnen eine Anzahl solcher Züge vor Augen führen, und Sie mögen sich daraus ein Bild der damaligen Zeit im Punkte der Mode und des Kleidesaufwandes zusammensetzen.

Da liegen mir z. B. zwei Notizen über den herrschenden Kleiderluxus vor, von den beiden äußersten Enden der gesellschaftlichen Stufenleiter entnommen, und zwar aus Hamburg — die eine über den Luxus der Dienstmädchen, die andere über den Aufwand eines vornehmen jungen Kaufmanns, der allerdings als Verschwender bezeichnet wird. Ich muß dabei bemerken, daß Hamburg gerade damals sich eines besonders blühenden Handels erfreute und in dem Rufe stand, daß dort, wie der Wohlstand, so der Luxus auf der höchsten Stufe sich befinde. Nichtsdestoweniger werden Sie mir zugeben, daß die nachfolgenden Daten und Zahlen (die ich zwei wohlberufenen Wochenschriften jener Stadt entnehme) selbst nach dem heutigen Maßstabe Hamburgs unser Staunen erregen müssen.

Die eine jener Wochenschriften klagt: der Luxus der Dienstmädchen sei nun schon so hoch gestiegen, daß sie Spitzen trügen, die Elle zu 14 Thlr., welche ihrer eignen Herrschaft zu theuer wären. In einer andern findet sich eine angebliche Haushaltung des schon erwähnten „jungen Verschwenders." Diese Rechnung mag vielleicht erdichtet sein und nur im Allgemeinen den Maaßstab des Luxus in vornehmen Hamburger Häusern jener Zeit charakterisiren, allein unmöglich können ihre Ansätze ganz aus der Luft gegriffen oder carrikaturmäßig übertrieben sein, da sonst ihr Zweck, die wirklich herrschende Verschwendung zu schildern und als warnendes Beispiel hinzustellen, offenbar verfehlt worden wäre. Darin nun finden sich u. A. folgende Posten aufgeführt: ein Schlafrock für die Frau vom Hause, französischer Stoff mit goldnen Blumen, 522 Mark (1 Mark = 12 Sgr.), brabanter Spitzen, die Elle zu 20 Thlr., 250 Mark, ein neues Bett 1460 Mark, für Kinderzeug 1000 Mark, zwei neue Perrücken 300 Mark (beiläufig gesagt, nicht viel, da eine feine Perücke wohl 200 Thlr. kam, ja es deren bis zu 1000 Thlr. gab, und ein Mann nach der Mode mehrere haben mußte), Juwelenschmuck für die Frau 800 Mark, Spielgeld derselben 350 Mark, eine goldne Repetiruhr derselben 1200 Mark, eine Puppe aus Holland für die kleine Tochter 240 Mark, dem Sohn eine Uhr 90 Mark, demselben ein Degen 30 Mark, demselben zu seinem Plaisir, wenn er in Gesellschaft geht und L'hombre spielt, 100 Mark, ein

Digitized by Google

Pferd für denselben 180 Mark — für Schmausereien und dgl. Vergnügungen 4700 Mark (in einem Jahre!) — in Summa 25,759 Mark.

Wir würden ein Recht haben, gegen die Richtigkeit dieser, zum Theil so ausschweifend hohen Ansätze Zweifel zu erheben, wenn nicht andre Angaben, aus andern Orten, bei denen der Verdacht übertreibender Satire völlig unzulässig ist, zu ganz ähnlichen Vorstellungen von dem damaligen Luxus führten. So finden wir in dem sogenannten Intelligenzblatt (Wochenblatt) von Frankfurt a. M. 1723 ein kostbares französisches Bett à la duchesse zum Verkauf ausgeboten, von rothem Sammet und weiß- und goldnem Stoff (wahrscheinlich der Betthimmel), mit goldnen Borten, „reich chamarirt," — für den Preis von 750 Thlr.

Und doch klagt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (etwa 1770) ein sehr gründlicher Kenner der Volkszustände: die Kosten des Unterhalts einer Familie seien seit 40 Jahren auf das Doppelte gestiegen, vorzüglich durch den Kleiderluxus der Frauen, die es darin immer mehr den Höheren nachzuthun suchten. Und Justus Möser, der strenge Censor seiner Zeit, der die alte Einfachheit und Ehrbarkeit deutschen Lebens, freilich vergebens, wieder heraufzubeschwören versuchte, ruft vorwurfsvoll aus: „O, möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, taffetne Kleider u. dgl. zu geben! Oder möchten sich patriotische Aeltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig verbinden! Mit welchem Vergnügen würde dann der bekümmerte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen! Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer bessern Jahre durch unsere unüberlegte Verschwendung und legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch emporschießt. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen soviel wie ein Mann — jetzt giebt man sie ihr fast im Flügelkleide."

In einer gegen Ende des 18. Jahrh. zu Leipzig erschienenen Schrift wird über den „fürstlichen Aufwand" vieler dortigen Kaufleute geklagt und als Beleg dafür angeführt, daß einer derselben, der später mit 96,000 Thlr. fallirt, 29,000 Thlr. jährlich für sich und seinen Haushalt gebraucht habe! Aus derselben Zeit wird weiter berichtet: elegante Frauen zu Leipzig gäben nur allein für Aenderungen ihrer Kleider nach der Mode jährlich ein paar Hundert Thaler, für den Kopfputz mindestens 60 Thlr., für eine einzige Enveloppe noch mehr. Der Putz einer Frau sei nicht unter 3—400 Thlr. jährlich zu beschaffen. Bedenken wir, daß auch damals noch das Geld gegen heut mindestens um die Hälfte mehr werth war, so bekommt man ein recht ansehnliches Conto für diesen einzigen Posten, die Kleidung der Frau vom Hause.

Eine fürstbischöflich hildesheimische Kleiderordnung vom J. 1779 verbietet den „gemeinen Bürgers- und Bauersleuten" das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabanter Spitzen, Kammertuch und Zitz. In Kursachsen wurden die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleiderpracht, „woran", wie es in der Verordnung heißt, „besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will", nicht überhandnehme, und daß insbesondere Knechte und Mägde keine andre als inländische Fabricate oder mindestens blos wollne, baumwollne und leinene Zeuge trügen.

Im Allgemeinen dürfen wir uns nur die Kleidung eines Herrn oder einer Dame nach der Mode aus dem vorigen Jahrh. vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß der Aufwand in diesem Punkte, selbst ohne besondre verschwenderische Uebertreibung, schon dem Durchschnitt nach ein sehr bedeutender sein mußte. Namentlich die Herrentracht war unbedingt kostspieliger als heutzutage. Nicht allein, daß ein modischer Herrenanzug damals eine Menge der theuersten Stoffe und Verzierungen erheischte, Seide, Sammet, Stick-

Digitized by Google

reien, Borten, Treſſen, Spitzen u. ſ. w.*), ſo gehörten dazu auch noch allerlei Putzgegenſtände von zum Theil bedeutendem Werth: Galanteriedegen mit ſilbernen und vergoldeten, ſtählernen oder Porzellangriffen, Stöcke mit eben ſolchen Knöpfen, goldne und ſilberne Tabatieren, Bonbons-, Pomaden-, Schwammbüchschen u. dgl. m. von Silber, goldne und ſilberne Schuhſchnallen, nicht ſelten mit koſtbaren Steinen geſchmückt, endlich die ſo ſehr theuern Perrücken, von denen die eleganteren auf mehrere Hundert, ja bis tauſend Thaler zu ſtehen kamen und von denen ein Mann nach der Mode mehrere Stück zur Auswahl und zum Wechſel haben mußte, oder, in ſpäterer Zeit, der nicht weniger koſtſpielige Haarputz mit Puder, Pommade und den unentbehrlichen täglichen Handreichungen des Friſeurs. Bei den Frauentrachten waren natürlich die Stoffe noch koſtbarer, die Verzierungen und der Ausputz an der Kleidung noch reicher, die künſtlichen Verſchönerungsmittel noch mannigfaltiger und mit noch mehr Aufwand an Geld und Zeit verbunden. Auch der Einwand, daß die damalige Kleidung, wenn ſchon in der Anſchaffung theurer, dafür länger gehalten habe, als die heutige, trifft bei dem Theile der damaligen Männer und Frauen, die nach der Mode lebten (und dies war doch wohl ſo ziemlich die Mehrzahl) nicht zu, denn gerade der Wechſel der Moden war damals, wie man aus Allem ſieht, ſehr häufig. Ein anſtändiger Cavalier brauchte, wie wir von einem Schriftſteller aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der über ſolche Dinge ſchrieb (Herr von Rohr) erfahren, jährlich vier Anzüge — wenn er nämlich nicht an den Hof ging, im letztern Falle noch viel mehr, und bei den Frauen war natürlich der Wechſel weit größer.

Wie in der Kleidung, ſo ward auch in andern Dingen im vorigen Jahrhundert von Vielen ein ausſchweifender Luxus getrieben. So mit Wagen und Pferden, mit der Dienerſchaft, mit Wohnungen und deren Einrichtung, nicht minder mit Eſſen und Trinken. Dieſelbe Frankfurter Quelle, welcher ich die Beſchreibung des Prachtbettes entlehnte, ſchildert allerhand koſtbares Luxusfuhrwerk, gleichfalls als verkäuflich, ſo unter Andern „eine Carosse Coupé oder Kutſche, zu Brüſſel gemacht, mit großen feinen Spiegelgläſern, auswendig vergoldet, inwendig mit rothem Scharlach und breiten ſilbernen Borden geziert", ferner einen Schlitten, „präſentirend einen doppelten Adler, auf den Kufen zwei liegende türkiſche Sclaven, auf den Köpfen drei ſtehende Kindlein, vorn auf der Kufe ein Kindlein, Alles fein vergoldet und verſilbert, inwendig mit ſchwarzem Sammt, mit feinem Gold geſtickt und ſchönen ſeidnen Quaſten", — einen zweiten Schlitten, „präſentirend ein Seepferd, neben auf den Kufen zwei liegende Seehunde, mit blümerandenem Sammt beſchlagen, Alles fein vergoldet und verſilbert", — noch einen Schlitten, „präſentirend einen Wallfiſch mit dem Geläut, auch Alles fein verſilbert," endlich eine „indianiſche Muſchel (jedenfalls auch ein Schlitten) mit rothem Sammt" u. ſ. w.

In Leipzig ward noch 1680 das „Karethenfahren" (Fahren in Kutſchen) verboten; nur Alten und Schwachen ſollte geſtattet ſein, ſich eines Wagens zu bedienen, ebenſo, wenn Jemand aufs Land führe, aber auch dann dürften es keine von innen und außen mit Gold verzierte, mit Plüſch oder anderm koſtbaren Zeug gefütterte ſein. Auch in Hamburg beſtand ein Geſetz, daß kein Kaufmann in einer vergoldeten Kutſche fahren ſolle, bei 100 Thaler Strafe. Dennoch ward dagegen gefehlt. In Leipzig wimmelte es, nach den zeitgenöſſiſchen Berichten, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von prachtvollen Equipagen, theuren Wagen- und Reitpferden.

Ebendort hatten gewöhnliche Handwerker Wohnungen für 100 Thaler, angeſehenere Leute

*) Dabei darf nicht überſehen werden, daß alle dieſe Stoffe damals viel theurer waren als jetzt, ſowohl an ſich, als im Verhältniß zu dem Werthe des Geldes, wie ſchon aus den oben angeführten Beiſpielen erhellt.

Digitized by Google

thaten es nicht unter 2—300 Thalern, und Familien nach der Mode zahlten 3, 4—500 Thaler, um am Markte vornheraus zu wohnen.*) Daneben hatten sie aber auch noch eine Gartenwohnung oder eine Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Die Meubles wurden aus London und Paris verschrieben; dazu kamen prächtige Spiegel, Stutz- und Spieluhren, Aufsätze von Meißner Porzellan, reiche Tapeten, Kupferstiche und Gemälde von ausländischen Künstlern.

Nicht wenig Aufwand ward ferner mit einer zahlreichen und reichgeputzten Dienerschaft getrieben. Und endlich verschlangen die üppigen Schmausereien, die man sich theils gegenseitig in den eignen Häusern gab, theils an öffentlichen Orten gemeinsam anstellte, sehr bedeutende Summen. Es war ein Ehrenpunkt, recht viele Leute einzuladen und dabei recht im Ueberfluß aufzutafeln. In älteren Zeiten war das zum Theil noch schlimmer gewesen, nur daß man damals mehr auf die Quantität, später mehr auf die Qualität sah, indem man je länger je mehr mit raffinirter Feinschmeckerei und maßloser Verschwendung das Kostbarste und Seltenste herbeischaffte, was nur zu haben war. Eine Polizeiordnung in Braunschweig aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts gestattete bei großen Hochzeiten Gastgebote bis zu 240 Personen, und in Tübingen ward um die gleiche Zeit den Professoren verboten, bei Hochzeiten ihrer Töchter mehr als 120 Personen zu tractiren. In der Zittauer Polizeiordnung wird unter Andern auch der Aufwand bei Hochzeiten u. s. w. genau geregelt. „Stattliche Bürger" d. h. solche, die ihr gutes Auskommen hatten, durften bei solchen Gelegenheiten 6 Tische voll Gäste setzen, darunter 16 Jungfrauen, Handwerker 4 Tische, und selbst bloße Hausgenossen 2 Tische mit 6 Jungfrauen.

Was ein „Tisch" besagen will, erfahren wir aus der Leipziger Ordnung von 1661. Darin wird den „vornehmen" Bürgern nachgelassen, bis zu 10 Tischen bei Hochzeiten zu tractiren, jeder Tisch zu 12 Personen! Auf diesen „vornehmen" Hochzeiten durften 12 Essen (Gänge) gegeben werden, auf anderen 4—8, und dies täglich zweimal, Mittags 12 Uhr und Abends 7 Uhr. Daß eine Hochzeit 2 Tage dauerte, und auch am 3. noch einmal die Verwandten allein traktirt wurden, war allgemeiner Brauch und selbst polizeilich nachgelassen. Der schon citirte Herr von Rohr giebt folgende Scala der Schmausereien an. Für ein „freundschaftliches Gastgebot", sagt er, genügten 5—6 delicate Speisen; zu einem „großen Banket" — bei freudiger oder trauriger Gelegenheit (denn, um dies beiläufig zu erwähnen, auch Trauerfälle wurden mit ebenso viel Aufwand und zur Schau gestellter Pracht gefeiert, wie Hochzeiten oder Taufen) brauche es nicht mehr als 12 bis 16 Gerichte, jedoch ohne das Dessert; Ueberfluß sei es, wenn manche Privatpersonen bei solchen Veranlassungen bis zu 50, 60, ja 80 Gerichten auftafelten! Etwas Anderes freilich sei es mit Staatspersonen, Ministern und dergleichen.

Gewöhnlich wurden 5, 6, 8, 10 Speisen zugleich auf die Tafel gesetzt und damit etwa dreimal gewechselt. Manche ließen auch, wenn diese Gänge vorüber waren, in einem andern Zimmer von Neuem decken und auftragen; konnten die Gäste dann auch Nichts mehr essen, so mußten sie doch die Fülle und Seltenheit der aufgestellten Schaugerichte bewundern und dem Gastgeber Schmeicheleien über seinen Geschmack und seinen Reichthum sagen.

Welche Summen ein solches Gastmahl bei einem wohlhabenden Kaufmann, einem Edelmann oder einem hohen Staatsbeamten verschlang, kann man sich ohngefähr vorstellen, wenn man in den Briefen der Frau Gottsched an ihren

*) Es muß auch hier wieder daran erinnert werden, daß selbst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Werth des Geldes noch um mindestens die Hälfte niedriger war, als jetzt, also 100 Thaler damals 150 Thaler von heut repräsentiren u. s. f.

Digitized by Google

damaligen Bräutigam ließ, wie sie die Kosten ihrer Hochzeit, (d. h. der üblichen Schmausereien dabei) die, nach ihrer Angabe und Absicht „ganz einfach" zugerichtet und zu der nur 18 Personen eingeladen werden sollten, auf nicht weniger als 100 Thaler veranschlagt! Und das schien ihr noch ganz außerordentlich wenig, da, wie sie schreibt, „Viele bei solchen Gelegenheiten in wenigen Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres verschwendeten."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber H. Heine's Reliquien.

„Das Opfer fiel, die Raben steigen nieder" beginnt einigermaaßen unhöflich und dabei nicht sehr treffend eine Besprechung der „Reliquien Heines" in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Unter den Raben werden nämlich die Schriftsteller verstanden, die ihre Federn in Bewegung setzen, um „jeden persönlichen oder litterarischen Knochenrest Heines herauszuhacken und ans Licht zu ziehn." Das Bild ist so häßlich wie möglich — das wird Jedermann zugeben — und was die Sache anbetrifft, so sollten wir doch eigentlich in Deutschland an den Reliquiensammlungseifer viel zu sehr gewöhnt sein, um ihn gerade bei Heine auffallend zu finden, der nun einmal in unserer nachklassischen Zeit, deren „Epochen" freilich schon zahlreich sind, eine ganze Epoche beherrscht, obgleich er es mit dem Herrscheranstand nicht genau genommen hat, und in unserer Litteratur für immer eine Stelle einnimmt. Wir geben indessen dennoch zu, daß es mehr als bedenklich ist, die Heine'schen Reliquien wahllos an das Licht zu fördern, weil sich kein Schriftsteller von dem „schuldigen" Respekte vor etwaigen Lesern und Leserinnen offen und geheim entschiedener emancipirt und dabei keiner sich so sorglos der Gefahr des Mißverständnisses ausgesetzt hat, wie grade Heine, der sich immer gehen ließ, theils mit koketter Berechnung und selbst Anstrengung, theils weil ihm die Fesseln zuwider waren oder wurden, theils mit theils ohne Grazie. Wenn man daher Alles, was Heine entfallen und entschlüpft ist, sorgfältig sammeln und dem Publikum zum nachträglichen Genuß darbieten wollte, so würde dies *seine* Respectlosigkeit vor dem Publikum noch überbieten heißen. Mit Ausnahme des aus persönlichen Beziehungen hervorgegangenen und nur für sie Producirten, so wie dessen, was er selbst nicht mehr veröffentlichen konnte, hat er herausgegeben, was ihm dazu werth und *verwerthbar* schien, und dies ist im doppelten Sinne genug. Wie wir aber die ernsthafte, aus einer Verehrung, die Heine selbst lächerlich, „obgleich natürlich", gefunden haben würde, hervorgehende Ansammlung des beiläufig und zufällig von ihm Hinterlassenen, unberechtigt finden, so halten wir es auch nicht für nöthig, das Urtheil über ihn durch nachträgliche Veröffentlichungen erst feststellen zu wollen, und müssen uns insbesondere auch gegen solche erklären, die in der ausdrücklichen Absicht gemacht werden, die Bewunderung vor dem Dichter dadurch, daß er im Neglige *gezeigt* wird, abzudämpfen. Dies ist aber die ausgesprochene Absicht für die Veröffentlichung einer Anzahl Heinescher Briefe in den „Hausblättern". Als vereinzelte würden diese Briefe an sich Nichts beweisen, es wird aber auch Niemand, der Heine irgend kennt, voraussetzen, daß er überhaupt Briefe geschrieben habe, um sich mit „hohen litterarischen Zwecken" zu beschäftigen oder „ästhetische und philosophische Tendenzen" zu entfalten, und deshalb ist es unnütz, gegen etwaige Voraussetzungen dieser Art Documente beizubringen. Dabei möchten wir aber behaupten, daß von dem Herausgeber Vieles mißverstanden und deshalb als Beweismittel für eine gemeine Gesinnung Heines betrachtet worden ist. Wenigstens ist

Digitized by Google

dies bei dem Besprecher der Reliquien in den Blättern für litterarische Unterhaltung der Fall, welcher offenbar der Ironie, die Heine nie verläßt und zuweilen allerdings aufhört witzig zu sein, während sie es noch sein soll, keine oder nicht die genügende „Rechnung getragen" hat. Wenn z. B. Heine über die Huld Metternichs entzückt ist, und wenn er mit bedächtiger Miene von der Nothwendigkeit des Geldverdienens spricht, um „das Fett seines Bauches anständig zu erhalten", so sollte man doch Heines Art insoweit kennen, um in solchen Aeußerungen nicht den gemeinen Speculanten sich enthüllen zu sehen. Wir meinen nicht, daß die Selbstironie, mit welcher Heine seine Person bald in ein himmlisches Licht stellt, bald als eigentlich höchst gemein erscheinen läßt, überhaupt Nichts gegen seinen persönlichen Character beweise, aber die einzelnen Aeußerungen derselben beweisen direct in der That Nichts, oder wenigstens nicht das, was die Besprechung in den litterarischen Blättern darin sehen möchte, und ebenso verhält es sich mit den Aeußerungen über Andere, in denen zarte Rücksichten verletzt erscheinen. Wenn Heine z. B. am Schluß eines Briefes sagt: „Meine Frau läßt grüßen. In diesem Augenblicke zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich corpulenter" — so ist offenbar die Ungenirtheit des Ausdrucks eine absichtliche und zwar durch die Absicht einer mit den einfachsten Wendungen hervorzubringenden gelinden Ueberraschung motivirt, und wenn man auch den beabsichtigten Witz mißlungen oder trivial finden darf, so ist es doch in keiner Weise angebracht, die Unzartheit der Aeußerung zu betonen. Aehnlich mag es sich mit der Liederlichkeit des Styls verhalten, welche der Referent der Blätter für litterarische Unterhaltung in den betreffenden Briefen entdeckt hat. Was an sich und im Geiste der Sprache erlaubt ist, während es die steife Stylistik einer nun schon abgelaufenen Epoche verwirft, erlaubt sich Heine gewiß, außerdem aber ist vorauszusetzen, daß er gegen die an sich begründete Regel in seiner Privatcorrespondenz mit launiger Absichtlichkeit gesündigt hat. Dabei mögen auch kleine orthographische Sünden — keine dergleichen Fehler — unterlaufen, und wenn Heine einmal Leibzig statt Leipzig schreibt, so könnte man wohl veranlaßt sein, sich über seine im Kleinlichen spielende Witzsucht zu ärgern, aber auf keinen Fall ist eine feierliche Erwähnung dieses „Schnitzers" und die daran geknüpfte Vermuthung berechtigt, daß sich Heine Alles, was er geschrieben, von einem Sprachverständigen habe corrigiren lassen. — Eine Veröffentlichung anderer Art ist die der am frühsten erschienenen aber vergessenen Gedichte Heines, in denen er noch reiner Romantiker und Verehrer Schlegels ist. Wir könnten nicht sagen, daß der Ausdruck dieser Verehrung auf uns einen angenehmen oder rührenden Eindruck machte, gestehen vielmehr offen, daß uns der unschuldige und demüthige Heine gar nicht gefallen will, und daß wir in der Meinung, „daß Heine erst durch das Leben verbittert worden sei" — was jene Gedichte beweisen sollen — eine zwar nahe liegende und viel gebrauchte, aber gerade in Bezug auf Heine gänzlich unbrauchbare Phrase sehen. Dagegen stimmen wir damit überein, daß schon diese Gedichte die Herrschaft, die Heine über die Sprache erlangen sollte, stellenweise anzeigen, nur daß wir das Verhältniß Heines zu der deutschen Sprache nicht als Herrschaft über dieselbe, sondern als eine wunderbare Intimität mit derselben bezeichnen möchten. Aus der Uebersetzung eines Byron'schen Gedichtes wird mit Recht die Stelle hervorgehoben:

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt u. s. w.

Solche Stellen verrathen schon den Dichter, der uns unversehens ergreift, indem er die Sprache für sich dichten, ihr poetisches Wesen im Spiele mit ihr, hervortreten läßt. In dieser Beziehung ist Heine in der That einzig, und wenn man ihm

Digitized by Google

den „Vorwurf der Undeutschheit" machen will und machen kann, so muß man doch zugestehen, daß er mit dem volksthümlich-poetischen Genius der deutschen Sprache so vertraut ist, wie ein Kind mit dem Kinde, obgleich er im Spiel mit demselben sich keineswegs kindlich verhält. Hierzu gehört auch die Art und Weise, wie sich Heine vom gegebenen Reime bestimmen läßt, ihn nimmt wie er kommt — die abgenutzten Reime nicht scheuend und dabei überraschende Zusammenklänge fortgesetzt entdeckend — so daß er mehr als irgend ein anderer Dichter bewährt, daß die in der Sprache gegebenen Anklänge als solche nicht zufällig sind. Hierin beruht zum großen Theile der Reiz der Heine'schen Poesie, und dieses Reizes entbehren auch die in seiner letzten Lebens- oder Sterbensperiode entstandenen Gedichte nicht, die hie und da einfache und durch ihre Einfachheit ergreifende Klagen des hoffnungslos Siechen sind. Unter diesen nachgelassenen Gedichten müssen wir nicht wenige als aufbewahrenswerth anerkennen, und wir können uns nicht versagen, hier noch eines derselben, das an sich keinen besonderen poetischen Werth hat, weil es zu auffallend Ausdruck der Schwäche ist, aber uns für die Intimität Heines mit der Sprache und dem Reime mehr als andere Beleg zu sein scheint, mit Hinweglassung einiger Verse mitzutheilen:

Der Strauß, den mir Mathilde band,
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weis' ich ihn ab. Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen schauen.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen. Von dieser Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Lust und Lieben
Sind mir die Thränen nur geblieben.

Sie sagen mir, daß ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör',
Daß ich verfallen dem Todtenreiche
Ich arme unbegrabene Leiche.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera,
Jetzt hör ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe. —

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählen viel holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke.

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

Von

Abeken.

(Fortsetzung.)

2.

Hier sehen wir zwei Naturen vor uns, durch das Geschick getrennt, durch Verwandtschaft gewaltsam zu einander gezogen, durch *natürliche* Verwandtschaft. Das wunderbare Kopfweh der beiden Liebenden ist von großem Gewichte. Eduard fühlt alsbald, wie nahe er Ottilien angehört; er gibt sich dem Zuge hin, ohne Widerstand zu leisten, und seine Leidenschaft ist mit Bewußtsein vermählt. — Anders Ottilie. Nicht von bewußter Leidenschaft, sie wird vom Schicksal hingerissen, und findet sich von seinem Strome gefaßt, ehe sie weiß, daß sie hineingerathen ist. Es *mußte* also sein. — Da beginnt das Tragische der Geschichte, und schon im Anfange des Buches, wir wissen nicht *wie*, ergreift uns der Schmerz und die bange Ahnung — welche ihre höchste Höhe erreicht an Ottiliens Geburtstage, da Eduard das Feuerwerk in die Lüfte rauschen läßt.

Hier ist das erhabne Gedicht in seiner Begeisterung, in einem heiligen Wahnsinne, einer Gährung, von welcher aus sich das glühendste Leben in alle Enden verbreitet. Es ergreift uns ein Schwindel, und doch erkennen wir die ruhige Weisheit, die nüchterne Mäßigung, die alles lenkt und alles ordnet, wodurch das Werk ein vollendetes, selbstständiges Ganzes wird, das sich

Digitized by Google

selbst trägt und erhält. So thut sich der Schöpfer in seinen Werken kund.

Und jener Wahnsinn ist zugleich ein Symbol für das Geschick der Liebenden. Eduards Leidenschaft hat zu Ottiliens Fest das Feuerwerk bereitet; nichts auf der Welt vermag ihn von der Ausführung zurückzuhalten. Und wie die Feuerkugel, mit brennbarem Stoffe gefüllt, wenn sie einmal in Brand gerathen ist, sausend durch die Luft fährt und ihre Bahn durchstürmt, und keinen Halt kennt — bis sie zerstiebt und sich vernichtet; — so fährt das Geschick mit den Liebenden dahin, da es sie ergriffen und dem Untergange geweiht hat.

Was vermögen hier menschliche Klugheit und Verstand? Der Mitler spricht wohlmeinend und verständig; aber wo, nach menschlichem Ansehn, noch zu rathen ist, da entfernt er sich, aus Prinzip, wie er's nennt, und er selbst wird am Ende ein Diener des Geschicks:

Denn wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbau'n und vollenden.

3.

Einen schönen Gegensatz gegen Eduards und Ottiliens leidenschaftliche Liebe macht Charlottens Neigung zu dem Hauptmann. Auch sie werden von einander angezogen; aber des Hauptmanns fester Sinn und Verstand und Charlottens Mäßigung und Vernunft sind von der Art, daß ein nicht zu schlichtender Kampf zwischen diesen und der Leidenschaft nicht entstehen konnte. In des edeln Weibes Seele wohnt das Recht und das Maß; das schöne Gleichgewicht in ihr, wie zart es gebildet sein mag, widersteht dem andringenden Ungestüm andrer Gewalten. Daher kommt die himmlische Milde, die Klarheit der Vernunft, mit welcher Charlotte durch die ganze Geschichte waltet. — Wodurch sie sich von Ottilien unterscheidet, das hat der Dichter am deutlichsten durch den Pendel ausgedrückt, der in ihrer Hand ruhig, unbeweglich schwebt, da er hingegen, von Ottilien berührt, in die heftigsten Schwingungen geräth.

4.

Halte ja manche Nebenpersonen, vor allem die, welche gegen eine der Hauptpersonen eine Anziehungskraft beweisen, nicht für unbedeutend. So ziehen sich, wenn wir Stoffe von geringerer oder größerer Verwandtschaft in die Lage bringen, daß sie ihre Kräfte gegen einander äußern können, auch die weniger verwandten an, aber nur ein wenig, und sie kommen zu keinem vereinten Leben. Laß die inniger verwandten Raum gewinnen; sie vermälen sich und vor ihnen verschwinden die Kräfte der übrigen.

5.

Einen herrlichen Gegensatz gegen Charlottens Gesinnung machen die Weltgebildeten, der Graf und die Baronesse mit ihrem Räsonnement; und das tolle Treiben Lucianens, ihr weltliches Rasen, hebt die himmlische Ruhe Ottiliens, in welcher sie, wie auch ihr Geschick rafet, beharret und zunimmt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Luciane die Affen so liebt, und dieser Zug macht uns auf eine neue Verwandtschaft aufmerksam, die in dem reichen Buche uns dargelegt wird. Denn wie dieses mit eigner Lust und schöner Begeisterung die fernsten Grenzen berührt und vor die Seele bringt, welche der Mensch erreichen kann, so zeigt es auch im Kontraste, welche niedrige Neigungen und Aehnlichkeiten selbst den gebildeten Menschen unter seine Sphäre hinabziehen können. Luciane ergötzt sich an Affen, und vergleicht sie mit Menschen, während Ottilie Engel malt, und selbst ein Engel wird in dieser Umgebung.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Zeitung.

— Einer unserer fruchtbarsten Dichter ist jedenfalls Rudolf Gottschall. Noch war sein Mazeppa nicht aufgeführt, als er schon ein neues Lustspiel in Arbeit hatte und jetzt hat er zwei epische Dichtungen hintereinander vollendet, von denen die erste, „Barnabas", den hiermit bezeichneten biblischen Stoff, die zweite, „Gaita" einen Stoff aus der älteren polnischen Geschichte, behandelt. (Gaita ist der Name eines Kosackenhetmans.)

Digitized by Google

Gottschall scheint zu den wenigen Glücklichen zu gehören, die sich dem poetischen Schaffen ohne Kummer und Hemmnisse hingeben können, dabei einen regelmäßigen Fleiß besitzen (mittelst dessen viel intensive Anstrengung erspart wird) und immer die nöthige Anerkennung finden, wenn sie auch in keinem einzelnen Falle einen epochemachenden Erfolg haben. — Auch als Kritiker macht sich Gottschall bemerkbar und wir fanden neulich von ihm eine Besprechung des Auerbach'schen „Barfüßle", in welchem er über diese ganze moderne Idyllengattung der Dorfgeschichten den Stab bricht. (!)

— Kuno Fischers „Franz Baco von Verulam" wird im Januarhefte der „Westminster review" höchst anerkennend besprochen. Der Berichterstatter theilt mit, daß eine englische Uebersetzung des Werkes vorbereitet werde und meint, daß der Uebersetzer ein vergleichsweise leichtes Spiel haben werde, da er einfach die Sprache wiederzugeben und am Styl nichts zu ändern habe. (Der vermuthliche Uebersetzer ist John Oxenford, der bereits „Hellas" von Friedrich Jacobs und einzelne Dichtungen Heines gelungen übersetzt hat.) Die Widerlegung Macaulays durch Fischer nennt der Reviewer klar und entscheidend, bemerkt jedoch, daß Fischer Macaulay, der ein Rhetoriker und kein Philosoph sei, zu sehr „au serieus" genommen habe — eine Bemerkung, die zeigen möchte, daß die Engländer Macaulay nicht in dem Grade überschätzen, wie es von vielen Deutschen geschieht.

— Dr. Chrysander in Leipzig arbeitet an einem Leben Händels, und auch Gervinus (der sich für den Händel-Verein und das Händel-Denkmal sehr interessirt und bemüht hat) soll eine Schrift über ihn unter der Feder haben.

— Von dem Russen Oulibicheff, dem ersten Biographen Mozarts, ist gegenwärtig ein Werk über Beethoven in französischer Sprache und unter dem Titel „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs" erschienen.

— An eine Besprechung der Statue Johann Friedrichs des Großmüthigen von Drake im „Kunstblatt" ist der Wunsch und die Hoffnung angefügt, daß man bei dem ursprünglichen Plane, die Statue auf dem Markte (in Jena) aufzustellen, stehen bleiben und nicht etwa einem neuerdings angeregten, ihr „eine Promenade außerhalb der Stadt, den Princessinengarten, zum Standort anzuweisen", den Vorzug geben möge. Die Gründe sind die bekannten und anerkannten, daß zwar der Marmor einen Baumhintergrund vertrage, nicht aber die Bronze und daß insbesondere das Monument eine nicht zu weite architektonische Umgebung erfordere. (Der letztere Grund gilt jedenfalls auch für das Monument in Marmor: der Baumhintergrund hebt den monumentalen Charakter auf, während er die Wirkung der Schmuckstatue sowie die der Gruppe bedingungsweise erhöhen kann.) Hierbei ist indessen zu bemerken, daß, soviel wir wissen, von einer Aufstellung im Princessinnengarten, der sich als Promenade nicht eigentlich bezeichnen läßt, nicht die Rede ist, sondern davon, die Statue auf einem erst zu schaffenden Platze vor dem im Bau begriffenen Bibliotheksgebäude zu errichten, so daß sie mindestens einen architektonischen Hintergrund hätte.

— Von dem Albrecht-Dürer-Album, herausgegeben von Kaulbach und Krehling steht die zweite Lieferung in Kürze zu erwarten. Sie wird wieder 3 Blätter enthalten: „Die Himmelfahrt Mariä", „die Anbetung der heiligen drei Könige" und „der Engel erscheint dem heiligen Joachim (um ihm die Verkündung Marias und Josephs zu verkünden)".

— Das Polyt. Journal berichtet über eine Erfindung, die photographischen Bilder mit natürlichen Farben herzustellen, welche von Testud von Beauregard gemacht sein soll. Das angegebene Verfahren besteht darin, daß man das Papier zuerst in eine Lösung von übermangansaurem Kali, welcher etwas Lakmustinktur zugesetzt ist, taucht, und, nachdem es getrocknet in eine zweite Lösung aus Ferricyankalium, mit etwas Schwefelsäure angesäuert. Das so präparirte Papier wird ins Silberbad gebracht, nach der Lichtwirkung aber mit reinem Wasser gewaschen und in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron getaucht. Nachdem es nochmals mit Wasser gewaschen bringt ein Bad von neutralem gallussauren Ammoniak die Farben lebhaft zum Vorschein.

— Des Schauspieler Haase Proceß mit dem vormaligen Intendanten Dingelstädt, der ihn wegen eigenmächtigen Verlassens des Münchener Hoftheaters zur Verantwortung ziehen wollte, ist durch ein Schiedsgericht des Cartell-Vereins deutscher Bühnen zu Gunsten Haases entschieden worden.

— Der in der vorigen Nummer gegebenen Notiz über die Preisvertheilung der Tonhalle in Mannheim fügen wir die Mittheilung hinzu, daß, während sich 2 Stimmen für die Composition von Hetsch entschieden, sich die dritte für die Composition Max Eberweins aussprach, welche in Kürze in Rudolstadt zur Aufführung kommen soll.

— Am 26. März bekamen wir bei Gelegenheit der Aufführung von Schillers Jungfrau von Orleans eine neue Musik zu dieser Tragödie (Ouvertüre und Entreacts) zu hören, von einem Mitgliede der hiesigen Kapelle, dem seit Kurzem hier angestellten Hofmusikus Damrosch, einem ebenso tüchtigen Violinisten wie überhaupt intelligentem jungen Manne. Leider aber entsprach diese Composition den von ihr gehegten Erwartungen durchaus nicht: eine aller ächten Kunst baare, jenseits der äußersten möglichen Grenzen musikalischer Schönheit sich tummelnde wüste Wagnerei, die zum großen Theile in einem wahrhaften Heidenlärme bestand, daß das Orchester in ein Schlachtfeld der Aschantis verwandelt schien, deren betäubendes Muschelhorngetöse diesem Lärme gegenüber noch ein wünschenswerthes Geräusch genannt werden dürfte. — Der Eindruck, den dieses Getöse der Zukunft auf die Hörer der Gegenwart machte, war halb Entrüstung halb Heiterkeit. Derartige Verirrungen junger übrigens strebsamer Kräfte können bei den Freunden wahrer Kunst nur tiefstes Bedauern erwecken.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 15. 12. April 1857.

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert.

Von
A. Biedermann.

(Schluß.)

Ich muß noch einmal auf die Einrichtung der Wohnungen im vorigen Jahrhundert zurückkommen, weil sich darin am deutlichsten die ganze Lebensweise der damaligen Zeit und namentlich die Gestaltung ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit abspiegelt. Bis an das 18. Jahrhundert heran finden wir die äußere Form wie die innere Einrichtung und Ausschmückung der Häuser meistentheils noch ziemlich einfach und im Einklange stehend mit dem in sich abgeschlossenen, auf sich und seine nächsten Kreise beschränkten Familienleben. Man kann in den meisten Städten, zumal den größeren, noch jetzt ganz deutlich schon nach dem Aeußern der Häuser und noch mehr beim Eintritt in dieselben den Unterschied zwischen solchen wahrnehmen, welche ihren Ursprung aus der Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und welche ihn aus dieser oder einer noch etwas späteren Zeit datiren. Bei jenen führt gewöhnlich eine gewölbte, aber nicht sehr hohe Hausflur zu einer schmalen Treppe, die ihrerseits wieder häufig auf eine nach dem Hofe zu offne Gallerie oder in einen gewölbten Vorsaal ausmündet. Der Haupttheil der Wohnung in diesen ältern Gebäuden ist die große Familienstube, in welcher sich Alles — (auf dem Lande und in den eigentlich bürgerlichen Häusern gewöhnlich auch das Gesinde miteingeschlossen) zu versammeln pflegte. Wohlhabendere Familien hatten daneben wohl noch eine besondre „Putzstube", die aber nur für vornehmere Besuche und bei besondern Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von

Digitized by Google

schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen (Polsterstühle waren schon ein Luxus der Vornehmen), auch wohl blos hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, aufs Höchste einfache Lederpolster, ungeheure, weit ins Zimmer vorspringende Kachelöfen, ganz kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch meist runde oder eckige Glasscheiben, mit Blei eingefaßt, statt der spätern Tafelscheiben, in den Fenstern — Das war die Einrichtung und Ausstattung eines solchen älteren Hauses.

Seit dem Ende des 17. und weit mehr noch im 18. Jahrhundert nahmen die Wohnungen — wenigstens in den Städten — der Mehrzahl nach eine wesentlich andre Physiognomie an. Schon im Aeußern erhielten die Häuser durch ihren den fürstlichen Palästen nachgeahmten Styl und Aufputz, durch die großen Fenster mit hellen Tafelscheiben, die hohen Etagen, die zierlichen Balkone und Erker ein vornehmeres und eleganteres Ansehen. Im Innern wurden die Treppen breiter und stattlicher, sie waren gewöhnlich mit Absätzen versehen, auch wohl mit Statuen, Vasen, Candelabers u. dgl. geschmückt. An die Stelle des Familienzimmers trat der „Salon", oder vielmehr in größeren Häusern eine Reihe von Salons oder Gesellschaftszimmern. Man sah ausgelegte, parkettirte, oder in Marmor getäfelte Fußböden, Decken mit Stuckaturarbeit, aus vergoldetem Schnitzwerk oder gemalte. Hohe Flügelthüren, geschnitzt oder vergoldet, ließen die Gäste aus und ein. Die Wände waren mit seidenen oder Sammttapeten überzogen, mit Landschaften und andern Bildern, auch wohl mit Statuen geschmückt, die man aus Italien oder Frankreich mitgebracht hatte. Spiegel mit silbernen Rahmen und Gueridons, silberne oder messingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geschnitzte, bemalte oder vergoldete Büvets mit silbernen und goldnen Gefäßen, Aufsätzen von Glas u. s. w. dienten den Zimmern als Aufputz; auch an allerlei niedlichen Nippsachen und Curiositäten, auf besonderen Tischchen oder in Schränken aufbewahrt, fehlte es nicht. Kunstreich verzierte Kamine waren ebenfalls ein beliebter Zimmerschmuck. Im Putzzimmer der Dame vom Hause fand sich deren Toilettentisch aufgestellt, der mit silbernem Stellspiegel, Schächtelchen zu Puder und zu Schönpflästerchen, L'hombretellern und Markenschachteln, Wachsstock- und Lichtputzkasten, Nähbesteck und andern Dingen — wo möglich insgesammt von Silber und mit kunstreicher Arbeit — zu prangen pflegte. Auch ein mit Silber beschlagenes Gesangbuch ließ man gern unter allen jenen Weltlichkeiten hervorschauen. Wieder in andern Zimmern waren die kostbaren Paradebetten, von Sammt, Damast und andern schweren Stoffen und ebenso theurer Holzarbeit, ausgestellt, um von den Gästen bewundert zu werden.

Eine englische Reisende, Lady Montague, schildert die vornehmen Häuser zu Wien im Anfange des vorigen Jahrhunderts folgendermaßen: „Acht bis zehn große Empfangzimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reichverzierten Thüren und Fenstern, mit Meubles, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüsseler Arbeit, mit ungeheuren Spiegeln in Goldrahmen, mit Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhängen von dem reichsten Genueser Damast oder Sammt mit Goldtressen und Stickereien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Diners wurden fünfzig Gänge auf Silber servirt und wohl achtzehn Sorten der feinsten Weine herumgereicht."

Ein edlerer Luxus, als die nicht selten überladne, jedenfalls meist nur der verschwenderischen Eitelkeit dienende Pracht in der Ausschmückung der Häuser und der Zimmer, war die um eben diese Zeit häufiger werdende Anlegung von schönen Lustgärten (freilich zum Theil in dem stei-

Digitized by Google

sen französischen Geschmacke) sowie von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen und von Bibliotheken, wodurch sich namentlich mehrere der größeren Handelsstädte, wie Hamburg und Leipzig, auszeichneten.

Doch genug der Einzelheiten über Lebensweise und Luxus der deutschen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert! Lassen Sie uns jetzt aus der zerstreuten Mannigfaltigkeit dieser Einzelheiten uns zu einer allgemeineren, übersichtlicheren Betrachtung unseres Themas erheben!

Daß der Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen, Trinken und andern zum Vergnügen oder zur Befriedigung der Eitelkeit dienenden Dingen im vorigen Jahrhundert, und zwar durch alle Klassen hindurch, groß, zum Theil sehr groß war, glaube ich durch die vorausgehenden Anführungen bewiesen zu haben. Natürlich gab es auch darin, wie in andern Stücken, Ausnahmen, Beispiele einer einfachern und besonnenern Lebensweise, und zwar nicht blos in einzelnen Familien, sondern an ganzen Orten. Namentlich waren es einige der bedeutenderen Reichsstädte, welche ziemlich lange, mitten unter der allgemeinen Tollheit französischer Modeherrschaft, die alte deutsche Tracht und die urväterliche Einfachheit des häuslichen und Familienlebens in weitesten Kreisen aufrechterhielten. Von Nürnberg und Augsburg haben wir in dieser Beziehung ein rühmendes Zeugniß (aus den 70. Jahren des 17. Jahrhunderts) von dem Philosophen Leibnitz, für Nürnberg ein noch späteres (aus dem 2. Jahrzehnt des achtzehnten) von der oben erwähnten Lady Montague, welche berichtet, daß dort die verschiedenen Stände sich durch Tracht und Lebensweise von einander kenntlich abzeichneten, ohne daß die untern sich zu überheben und es den obern nachzuthun suchten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war leider auch dies anders geworden. Augsburg gab seine kleidsame Tracht, welche lange in ganz Schwaben die herrschende war, um den Anfang des 18. Jahrhunderts gegen die französische auf. In Hamburg herrschte während des 30jährigen Krieges noch eine lobenswerthe Einfachheit und Solidität der Haushaltungen. Die Frauen trugen keinen ausländischen Putz, aber schwere goldne Ketten. Aber auch dort hatte, wie wir gesehen, die Macht der ausländischen Mode allmälig triumphirt.

Besonders hervorheben muß ich, daß in Straßburg, dieser einst deutschen, seit Ende des 17. Jahrhunderts aber leider, durch fremden Uebermuth und deutsche Schwäche, französisch gewordenen Stadt, noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der berühmte deutsche Staatsrechtslehrer Pütter bei einem Gastmahl, welches ihm die dortigen Professoren gaben, die Frauen sämmtlich in der alten deutschen Tracht gekleidet sah. Es war, als ob der Geist der Anhänglichkeit an die vaterländische Sitte auf der Grenzscheide gegen das Ausland hin und unter dem Drucke der fremden Herrschaft sich kräftiger und ausdauernder erwiese, als im deutschen Binnenlande selbst.

Im Allgemeinen finden wir in den großen Kaufmannsstädten den Uebergang von den bis dahin noch großentheils beibehaltenen einheimischen Trachten zu den französischen Moden in Kleidung, Kopfputz u. s. w. im Wendepunkte der beiden Jahrhunderte sich vollziehen, wie z. B. die Merianschen Bilder zum Theatrum Europaeum oder die Bilder zu Vogels Annalen von Leipzig und Aehnliches bezeugen.

Daß in denjenigen Residenzen, wo der Hof einen verschwenderischen Glanz um sich ausgoß, wie in Dresden, Mannheim, München, Ludwigsburg u. s. w., auch die meisten Familien des Adels, der hohen und auch der niedern Beamtenschaft, ja selber des Mittelstandes, in Aufwand und Luxus mit einander wetteiferten, ist begreiflich. Wo dagegen der Hof das Beispiel der Einfachheit und Mäßigkeit gab und sein Ergötzen in andren, edlern Genüssen, als im Essen und Trinken, oder in eitler und schwelgerischer Kleiderpracht fand, wie z. B. hier, in Gotha und noch mancher Orten, da war auch der Luxus im Allgemeinen geringer.

Digitized by Google

Was den Luxus des vorigen Jahrhunderts ganz besonders kennzeichnet, ist dies, daß die Durchschnittszahl der Menschen es für einen Ehrenpunkt, ja für eine Art von Verpflichtung ansah, einen gewissen Aufwand in Kleidung, Wohnung, Essen u. s. w. zu machen, und daß nicht die Höhe des eignen Einkommens und Vermögens den Maßstab dessen gab, was man in dieser Hinsicht sich erlaubte oder versagte, sondern der Vorgang Derjenigen, denen sich gleichzustellen oder die zu übertreffen man für seine Pflicht und sein Recht hielt. Besonders die Frauen scheinen in diesem Punkte meist einer verderblichen Eitelkeit und Sucht nach äußerem Scheine ergeben gewesen zu sein. Es ist ein vielbeliebtes Thema der Klagen der Ehemänner, nicht blos in den Schauspielen und den Romanen der damaligen Zeit, sondern auch in den ernsteren moralischen und satirischen Schriften, daß die Hausfrau ihre Ausgaben nicht nach den Einnahmen des Gatten einrichte, sondern sich darauf steife, es den Frauen und Töchtern andrer Männer von gleichem oder gar von höherem Range nachzuthun, ohne danach zu fragen, ob der eigne Mann dieselben Mittel des Aufwandes besitze, wie Jene. Lieber ließ man es am Nothwendigen fehlen, als daß man in diesem tollen Wettlauf der Eitelkeit zurückgeblieben wäre. „Man sieht den Leuten auf den Kragen und nicht in den Magen", war, wie ein Reisender aus Dresden berichtet, ein dort, namentlich unter der niedern Beamtenwelt, vielgehörter Spruch, und von den Bürgersfrauen Berlins klagt ein anderer, daß sie sich lieber ein neues seidenes Tuch, als ganze Schuhe kauften.

Hier war dann auch eine der trüben Quellen, aus welchen die allgemeine Entsittlichung jener Zeit floß. Weil man im äußern Aufwand nicht zurückstehen, sich Nichts versagen wollte, verbrauchte man mehr, als man zu verbrauchen hatte, und, um diese Lücken auszufüllen, beging man nicht selten Unwürdigkeiten und Schlechtigkeiten aller Art. Der Kaufmann machte lieber Bankerott, als daß er seinen Luxus einschränkte. Der Beamte ließ sich zu Verkäuflichkeit, Erpressungen und Unterschleifen verleiten, weil er einen kostspieligen Haushalt führen zu müssen glaubte, um „standesgemäß" zu leben. Andere wieder erniedrigten sich selbst zu unwürdigen Gunstbuhlereien bei Vornehmen, gaben wohl gar ihre Ehre und die Ehre ihres Hauses preis, um auf diese Weise vorwärts zu kommen, höhere Besoldungen zu erhalten und demgemäß größeren Luxus treiben zu können. Wieder Andre legten sich auf hohes, bisweilen falsches Spiel — ja selber noch gemeinere Verbrechen kommen in damaliger Zeit unter den sogenannten gebildeten Ständen vor, deren Ursache sich auf übertriebenen Luxus, maßloses Schwelgen und den Mangel ausreichender Mittel dazu zurückführen läßt. Ich verweise wiederum auf die Iffländischen Stücke, auf Romane wie Carl von Carlsberg und Sophiens Reisen, oder auf die „Mitschuldigen" von Goethe und das, was der Dichter über die Veranlassung zu diesem Stücke in seinem eignen Leben sagt.

Nicht jeder Luxus ist volkswirthschaftlich oder moralisch ungerechtfertigt: im Gegentheil giebt es einen Aufwand, der ebenso natürlich als unschädlich, ebenso sehr für den Aufschwung der Industrie nützlich wie für das rechte Lebensbehagen in weitesten Kreisen der Gesellschaft beinahe unentbehrlich ist. Das ist jene Behäbigkeit und Fülle in der Befriedigung der verschiedenen Lebensbedürfnisse, welche aus einem gesicherten, durch eigene Thätigkeit geschaffenen oder vermehrten Erwerbe — vermöge des natürlichen Triebes, der Früchte seiner Arbeit und seines Besitzes sich auch genießend zu erfreuen, — hervorgeht, welche das Angenehme und Ueberflüssige erst nach dem Nothwendigen und Nützlichen sucht, welche den materiellen Genuß zu würzen und zu veredeln strebt durch geistige Freuden und durch eine harmonische Gestaltung auch der äußern Lebensverhältnisse — mit einem Worte: jene Art von Behagen, welche der Engländer mit einem nur ihm eigenthümlichen Ausdruck als comfort bezeichnet. Aber gerade diesen Cha-

Digitized by Google

rakter hatte der Luxus des vorigen Jahrhunderts am Allerwenigsten. Er war nicht das naturgemäße Resultat eines gesteigerten und gleichsam überströmenden Wohlstandes, sondern in den bei Weitem häufigern Fällen das künstliche Product einer raffinirenden Eitelkeit und Genußsucht, die nicht einmal danach fragte, ob ausreichende Mittel zu einem solchen Luxus vorhanden seien oder nicht. Er beobachtete nicht die vernünftige Stufenfolge von dem Nothwendigen zum Nützlichen und von diesem zum Angenehmen, von dem innern Gehalt zum äußeren Schein, sondern übersprang leichtsinnig jene ersten Stufen, um sein ganzes Absehen nur auf den leichtfertigen Genuß des Ueberflüssigen zu richten. Er war endlich selbst in seinen Aeußerungen großentheils unschön, ja widerlich, weil er fast lediglich der Eitelkeit in Nachäffung des Ausländischen huldigte, fremde Modethorheiten gewöhnlich noch übertrieb und, ohne geistigen Gehalt oder Sinn für wahre Schönheit und harmonisches Lebensbehagen, nur in leeren und oft abgeschmackten Aeußerlichkeiten seine Befriedigung suchte.

Auf diesen letzten Punkt muß ich noch in wenigen Worten besonders aufmerksam machen. Als Beispiele der Unschönheit des Modeluxus im vorigen Jahrhundert darf ich nur die Perrücken und später die Zöpfe bei den Männern, die thurmartigen Kopfputze, die unnatürlichen, gepreßten Taillen und die ebenso unnatürlich weiten Röcke, die hohen Stöckelschuhe — den chinesischen nicht ganz unähnlich —, die Schönpflästerchen, die Schminke und den Puder bei den Damen in Erinnerung bringen. Ich darf ferner, um zu zeigen, welchen unverzeihlichen Aufwand, nicht blos an Geld, sondern auch an der noch weit kostbarern Zeit viele der damaligen, allgemein verbreiteten Moden erforderten, darauf hindeuten, wie nicht blos die Damen, sondern auch die Herren tagtäglich sich der kunstfertigen Hand des Friseurs oder des Bedienten anvertrauen und stundenlang bei der Zurichtung ihres Kopfputzes ausharren mußten. Ich kann endlich auch nicht unbemerkt lassen, welche abgeschmackte, besonders bei Männern und bei Personen in vorgerückterem Alter wahrhaft entwürdigende Wichtigkeit auf Aeußerlichkeiten, wie das anmuthige Spiel mit dem Fächer bei den Damen, das kunstgerechte Zupfen an den Manschetten, Bewegen des Degens und Tragen des Chapeau bas bei den Herren, gelegt wurde. Wenn man sich mit Hülfe eines der vielen Merianschen oder Chodowieckischen Kupferstiche (jene aus dem Anfang, diese aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Figur eines jungen Mädchens, einer Frau, eines jungen oder älteren Mannes aus jener Zeit vergegenwärtigt, und daneben die gleichen Figuren von heut stellt — selbst solche aus den der Mode am Strengsten huldigenden Kreisen, so wird man nicht umhin können, einzugestehen, das auch das Aeußerste, was in diesem Punkte heut geleistet wird, noch unverkünstelt und natürlich erscheinen muß im Vergleich zu den Verunstaltungen, Ueberladungen und förmlichen Verpuppungen, welche man damals mit dem menschlichen Körper durch jede Art von Toilettenkünsten vornahm und welche die Leute nach der Mode an einander bewunderten und beneideten.

Digitized by Google

Ueber Göthe's Wahlverwandtschaften.

Von

Abeken.

(Fortsetzung.)

6.

Welch ein herrliches, reiches Bild hat uns der Dichter vor die Augen gebracht in der Scene, da Ottilie die Mutter Gottes vorstellt! — Ich möchte diese, in Rücksicht auf die Wirkung, die sie in dem Gedichte hervorbringt, das Gegenstück zu jener Nachtscene nennen, da Ottiliens Geburtstag mit dem Feuerwerke gefeiert wird. — Charlotte sitzt vor dem Heiligen-Bilde, und betrachtet das schlafende heilige Kind; und sie gedenkt dessen, das sie unter dem Herzen trägt, denkt, was es ihrem Hause werden soll in der Zeit der Noth, und Thränen treten in ihre Augen. — Ach, es soll kein Versöhner für sie sein; es wird geboren, und seinem Gesichte ist das aufgeprägt, was den nicht zu lösenden Streit erzeugt und erhält. Es kommt in die Welt, aber nicht als Bote des Lebens, sondern des Todes; und der Greis, der es in seine Arme nimmt, fährt hin, aber ach! nicht in Frieden. — Als eine wahre Versöhnerin dagegen steht Ottilie da in dem herrlichen Bilde; sie ist die Schmerzensreiche, die Betrübte, der das Schwert durch die Seele dringt; aber wir ahnen in ihr auch die Heilige. Die Nacht verschwindet, und das heilige Licht bricht herein.

7.

Man hat es befremdend gefunden, daß in Ottiliens Tagebuche keine Reflexionen über ihre Liebe zu Eduard vorkommen. Aber ist Ottilie in einem Zustande, daß sie Betrachtungen über ihre Liebe anstellen kann? — Sie wird fortgerissen von ihrem Geschicke, und ist, ohne Schuld, einer fremden Macht anheimgefallen. — Und konnte die hohe, seltne Bildung ihres Geistes, konnte die himmlische Ruhe, in der ihre Seele bei allen Stürmen beharrt, besser dargestellt werden, als durch dieses Tagebuch? — Und ihre Blätter offenbaren, was in ihrer Seele vorgeht, was ihr selbst nicht bewußt ist; und wunderbar ergreift es uns, wenn wir sehen, in welcher nahen Verbindung der menschliche Geist, der nur auf die Gegenwart, und höchstens auf die Vergangenheit angewiesen scheint, mit der Zukunft steht. — Hier sitzt Ottilie im alten Kirchenstuhle in der heiligen Kapelle, wie im Todtenreiche, und erwartet die Geliebten, die das heilige, ernste Leben mit ihr beginnen sollen (S. 44). Sie ist dem Tode geweiht, und auch ihr Jahr ist fast abgeklungen.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, das sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten (S. 66)." Blickst du auch in die Zukunft, herrliche Ottilie! und weißt du, was du wünschest, und weißt du, was es ist, das sich heranbewegt? — Der unerbittliche Tod hat seine Sichel schon geschärft; der Halm muß fallen.

„Doch in der abgeschnittenen Aehre liegt überschwänglich viel Nährendes und Lebendiges."

So beginnt das herrliche Tagebuch. Es nimmt fast einen umgekehrten Gang mit Ottiliens Tagen. Es wird heiterer, macht tiefe, zarte Bemerkungen über das Leben, und in den Ansichten vom Werthe des Menschen und von seiner Erziehung offenbart sich eine schöne Geistesverwandtschaft mit jener edeln Natalie. — Warum konnte der beiden Geschick nicht verwandt seyn? — Zarte, innige Beziehungen sind überall in den Blättern zerstreut; wer vermöchte sie alle zu enthüllen? und wer wollte sie erläutern? — Das hieße von der schwellenden Traube den zarten Duft abwischen, mit dem der frische Morgen sie angehaucht, oder den Staub vom Schmetterlingsflügel streifen, um ihn unter dem Mikroskope zu betrachten.

Gegen das Ende wird die Stimmung wie-

Digitized by Google

der ernster. „Zwar ist der Frühling gekommen; das Jahresmärchen ist an seinem artigsten Kapitel, dessen Vignetten Veilchen und Maiblumen sind (S. 176)." — Aber wir ahnen die Astern als Schlußvignette des letzten, ernsten Kapitels.

Das Tagebuch ist an seinem Ziele; es schließt mit dem schönen Gedanken, „daß ein Leben ohne Liebe ein schlechtes Schubladenstück ist, wo man überall von vorn anfangen muß, und überall enden möchte." — Ist es Ottilie, die diese Bemerkung macht? — Ist es das Buch selbst, das hier in seine Tiefen blickt und die Gottheit erkennt, die in ihm waltet? — wie eine alte Sage spricht, daß Menschen kurz vor ihrer Vollendung ihr eignes Selbst erblicken. — Ich weiß es nicht. Aber dem Ende nahet sich das Buch, der Vollendung; und eine schmerzliche Ungeduld ergreift uns. Denn „wenn Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt (Seite 177)." „Und alles vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, daß es etwas andres, etwas unvergleichbares werde."

8.

Denn was ist es, daß bei der tiefen Trauer, die uns erfüllt, bei dem herzzerreissenden Schmerze uns beruhigt, und eine Ahnung des Himmels giebt? — Das ist es, was jeglicher wahren Tragödie die Kraft verleiht, uns zu erheitern, und in die seligen Regionen zu erheben, was bei den ungeheuern Schicksalen der wirklichen Welt den edeln Menschen aufrecht erhält, und mit dem Leben versöhnt. — Die Würde der menschlichen Natur, die in dem furchtbaren Drange der Noth und des Leids erst recht hervortritt, siegreich, anbetungswürdig. — Siehe Ottilien an. Sie ist der Naturnothwendigkeit unterworfen; ihr Geschick reißt sie blind dahin; da sie von Eduard schon entfernt ist, wird sie unwillkührlich wieder in seine Nähe gezogen; und da sie schon wie ein abgeschiedner Geist in den Gemächern des einst so freudenreichen Hauses wandelt, bewegt sich jene Kraft noch sichtbar in ihrem Innern; es ist, als ob dieses durchsichtig vor unsern Augen läge.

Aber wie groß und frei erhebt sie sich über diese Nothwendigkeit in ihrem festen Anhalten an die heiligen Gedanken, die ihr selbstgeschaffenes Gesetz und ihr höheres Leben sind. Ergriffen konnte sie werden von jener Nothwendigkeit, beherrscht konnte sie werden von ihr, sie, die sogar das dringendste, furchtbarste Bedürfniß der Speise sich verwehren kann; vernichtet werden konnte sie, aber nicht überwunden. — Man lies't in den Leben der Heiligen, daß sie zu ihrer Heiligkeit durch Buße gelangten; hier hast du eine solche Buße, und eine Heilige, die sich kühn unter die Herrlichsten stellen kann.

Dieser Triumph des Menschen mußte, sollte anders das Gedicht zu unsrer völligen, seligen Befriedigung sich schließen, klar vor unsre Seele gebracht werden; das war die letzte Aufgabe des Meisters, und er hat sie herrlich gelöst. Wir nennen diejenigen Heilige, die durch ihre Tugend die niedere Welt überwinden, und als Heilige thut sich Ottilie uns kund in ihrem Scheiden und der Himmel selbst verklärt sie und umgiebt sie mit dem heiligen Scheine, da sie wunderthätig wirkt und den Sterblichen Trost und Genesung in ihrer Nähe zu Theil wird. — Engel umgeben sie, wie sie in ihrem Sarge, mit Blumen geschmückt, daliegt, und lächeln ihr freundlich zu; das wunderbar genesene Kind kniet zu ihren Füßen; und zur Seite der Verklärten, in der heiligen Kapelle, steht der liebenswürdige Freund und weint über ihr, und mit ihm weinen die Edeln der ganzen Erde, trauernd über das verlorene Kleinod.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— In Wiesbaden wurde zum ersten Male ein neues Trauerspiel von B. Scholz „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürch" mit ungewöhnlichem Erfolg aufgeführt.

— Ein Fräulein Waldburg bringt gegenwärtig in München ihre sehr reichhaltige Sammlung von deutschen, meist der Düsseldorfer und Berliner Schule angehörigen Bildern aus der Zeit zwischen 1830—1840 zur Ausstellung. „Die deutsche Kunst macht Fortschritte" sagt bei dieser Gelegenheit ein Berichterstatter der A. Z., und führt weiter aus, wie schwach in manchen Beziehungen uns die meisten der damals renomirtesten Gemälde gegenwärtig erscheinen und erscheinen müssen. Er behauptet, daß die deutsche Malerei — statt zu Ende zu sein — erst im Anfange ihrer Entwicklung stehe, und daß, wenn man eine geschichtliche Parallele ziehen wolle, Cornelius und der altitalienische Giotto zusammenzustellen sei. — Wir machen hier auf diesen Artikel aufmerksam, weil er offenbar mit Kenntniß und Einsicht geschrieben und geeignet ist, einerseits den voreiligen Enthusiasmus über das bisher Geleistete, sowie die daraus hervorgehende Eitelkeit der Künstler zu dämpfen, andrerseits das tröstliche Bewußtsein zu nähren, daß unsere Kunst und darum auch unser Leben eine weitgestellte Zukunft hat.

— Durch die Erfindung des Elfenbeingypses ist für Nachbildungen in dem Gebiete der kleineren Plastik (insbesondere der Elfenbein- und Hornarbeiten) ein Material gewonnen, welches dem einfachen Gypse weit vorzuziehen ist und insbesondere nicht die Kälte desselben zeigt. Gegenwärtig liefert F. Barrot in Darmstadt in diesem Material Nachbildungen der Elfenbeinschnitzwerke in dem großherzoglichen Museum — einer sehr reichhaltigen Sammlung — welche allgemeinen Beifall finden. Von dem Großherzog von Weimar ist die Copie des größten Stückes der Sammlung (eines romanischen Reliquiariums in Form einer Taufcapelle mit circa 60 Figuren) bestellt worden.

Erklärung.

In der Novellenzeitung von R. Giseke befindet sich eine Kritik des Weimarer Sonntagsblattes, in welchem eine gewisse breite und bequeme Ironie die Urtheile, die sie enthält, verdeckt oder abstumpft, so daß eine eingehende Erwiderung so wenig möglich wie nothwendig ist. Indessen müssen wir doch in Bezug auf einen Punkt — eine den Lesern der Novellenzeitung sehr nahe gelegte Vermuthung, wegen deren der ganze Artikel geschrieben scheint — eine Erklärung abgeben, die so einfach wie möglich sein soll. Der Kritiker theilt nämlich auszugsweise einen in der Kleinen Zeitung des vorigen Jahrgangs enthaltenen, „neue Dramen" überschriebenen Artikel mit, welcher die Süjets der in Aussicht gestellten Dramen bespricht, und unter andern auch den Florian Geyer, welchen Genast bearbeitet, erwähnt. Nach dieser Mittheilung „erlaubt er sich", die Redaktion darauf aufmerksam zu machen, daß es ein offenbarer Fehler von ihr sei, diesem Artikel, mit dem sie die Absicht habe, dem Drama des Weimarischen Dichters eine glückliche Zukunft vorzubereiten, nicht ein bestimmtes anderes Datum als Weimar, z. B. „aus dem Meklenburgischen" oder „von der oberen Wipper" vorgesetzt zu haben. (Wörtliche Anführung!) Weiterhin sagt er, daß bei dem gegenwärtig herrschenden Mißtrauen das Publikum — nicht wir, wird eingefügt, die wir stets an Treue und Ehrlichkeit selbst bei gedruckten Worten glauben, sondern „nur allein" das mißtrauische Publikum — auf den Verdacht kommen werde, der Weimarische Dichter habe den in seinem Interesse geschriebenen Artikel selbst geschrieben. — Ich will mich nicht darauf einlassen, die Widersprüche dieser ironischen Wendungen bloß zu legen, sondern begnüge mich damit, zu erklären, daß ich den fraglichen Artikel geschrieben habe, daß ich nicht der benannte Weimarische Dichter bin, und daß meine Absicht gewesen ist, Dramen-Süjets zu besprechen und dabei meine Ansicht über solche zum Ausdruck zu bringen — kurz, wie es sich von selbst gebot — nicht aber die, „Genasts Florian Geyer eine glückliche Zukunft vorzubereiten." Auf die Vermuthung, daß der ganze Artikel von dieser Absicht ausgegangen sei, kann nur der kommen, der sich nicht zu denken vermag, daß ein anderes als ein persönliches Interesse „die Feder in Bewegung setzt." Hervorheben muß ich noch, daß nur die angeführten Dramen-Süjets als solche, nicht aber die Stücke, die ja noch nicht vorlagen, besprochen sind, und daß, wenn man ein Süjet für gut erklärt, damit nicht im Voraus die Behandlung für gut erklärt ist. Nur in Bezug auf das Drama „das Regiment Madlo" von Alexander Rost ging ich zu einem vorgreifenden Urtheile fort, da ich von diesem zwei Akte gelesen hatte. Ich erkannte die ergreifende Kraft der Darstellung an, meinte aber, daß mir das Drama nach diesen beiden Akten zu complicirt für die dramatische Wirkung angelegt scheine — ein Urtheil, das als ein „guter Rath" für den Dichter gelten konnte, da das Stück noch nicht fertig war. Gegenwärtig ist es fertig, ich habe es ganz gelesen und obgleich ich mein früheres Urtheil in so fern bestätigt finde, als ich die Anlage und Durchführung in der That nicht für einfach genug halte, so erkenne ich doch dem Stücke jetzt — wahrlich nicht widerwillig — die Würde eines historischen Dramas zu, und sehe der Aufführung, welche, wenn sie eine angemessene ist, die tiefgreifenden Effecte desselben zu voller Geltung bringen muß, mit dem größten Verlangen entgegen. Dabei will ich auch „auf jede Gefahr hin" erwähnen, daß A. Rost gleichfalls ein Weimarischer Dichter ist, obgleich er die letzte Zeit nicht in Weimar gelebt hat und daß, wenn es mir darauf angekommen wäre, irgend Jemand einen persönlichen „guten Dienst" zu erweisen, indem ich jenen Artikel schrieb, A. Rost auf einen solchen nicht nur den gleichen sondern einen näheren Anspruch gehabt hätte als der Dichter des Florian Geyer.

Heinrich Deinhardt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.

Digitized by Google

PT 2047 .C6 A13 C.1
Aeltere Urtheile uber Goethes
Stanford University Libraries
3 6105 037 779 191

PT2047
C6A13

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google